



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Zweiter Abschnitt. Philosophie und Aesthetik. (1794-1797.)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Zweiter Abschnitt.

Philosophie und Aesthetik.

Wie ganz nun aber Humboldt sich hineingelegt hatte in das Alterthumsstudium, wie ganz diese Welt der Form seines Geistes, die Beschäftigung mit ihr seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach: es gab dennoch eine Seite in seinem Wesen, die ihn gelegentlich über diesen Kreis hinauslocken konnte. Es war eine ganz moderne Ader in ihm, und diese Ader war ebensowohl durch die „logische Erziehung der Berliner“ wie durch Studium und Umgang in ihm genährt worden. Weder in seiner Natur noch in seiner Bildung verleugnete sich das Reflexions- und Empfindungsleben des Jahrhunderts der Aufklärung und der Philosophie. Er glich den Griechen durch die Richtung auf die Harmonie und die Totalität des Menschlichen. Er unterschied sich von ihnen durch den Trieb und das Talent, diesen Gehalt seiner eignen Natur sich stets in Gefühl und Bewußtsein gegenwärtig zu halten. Es war ihm natürlich und geläufig, über seine Empfindungen zu reflectiren und an seinen Reflexionen einen neuen Gegenstand des Empfindens und Genießens zu haben. Mit Philosophie war er an das Studium der Griechen herangegangen; mit Ideen wieder erfüllte das philologische Studium seinen Kopf. Seine Lieblinge unter den Alten waren diejenigen, bei denen die Schönheit der Form sich mit Tieffinn und Weisheit am wunderbarsten verbindet. Die bilderreiche auf den Wogen des Rhythmus sich wiegende Gedankenfülle Pindar's hatte einen größeren Reiz für ihn als die wunderbar einfachen Naturlaute Homer's;

stärker als die sanfte Anmuth des Sophokles zog ihn die gedankenschwere Erhabenheit des Aeschylus an; unter den Prosaiskern waren ihm Platon und Thukydides vor Xenophon und Herodot lieb. So suchte er nach Gedankengehalt in den Alten, so trieb ihn das Bedürfniß danach über ihren Kreis hinaus. Bei Wolf überdies fand er für das Verständniß und die Würdigung alles Speculativen nur eine geringe Befähigung. Ein kleiner Anstoß, und die Ausschließlichkeit der Beschäftigung mit dem Alterthum mußte aufhören, um Interessen einen Platz zu gestatten, die ihm innerlich niemals fremd geworden und die sich willig an die bisherigen angeschlossen. Weder sein Streben nach voller rein menschlicher Ausbildung, noch irgend eine Seite seines reichen Wesens war im Grunde bei der Beschränkung und Concentration auf die Griechen zu kurz gekommen. Die Beschäftigung ebenso mit den Griechen konnte nach wie vor sein geistiges Leben begleiten, wenn er auch von Neuem jetzt in anderen Stoffen und nach mannigfaltigeren Richtungen sich fortbewegte.

Er empfing aber solch' einen Anstoß, als er in den ersten Tagen des April 1793 von Erfurt aus Schiller in Jena besuchte. Ihre Herzensangelegenheiten hatten ursprünglich die Beiden aneinandergeführt. Man hatte sich zuerst 1789 und 1790 in Weimar und Jena, vielleicht auch im Sommer 1792 gesehen, wo Humboldt's eine Zeitlang zum Besuch in Rudolstadt waren.¹⁾ Von Humboldt waren sodann, dem spröderen Schiller gegenüber,²⁾ die Bemühungen ausgegangen, dem Verhältniß Dauer und Innigkeit zu geben. Denn er hatte den Dichter des Don Carlos, der Künstler und der Götter Griechenlands bewundert, ehe er ihm persönlich nahegekommen. Er fand nun, daß derselbe Glanz, der auf jenen Dichtungen ruht, auch die persönliche Erscheinung des Dichters umgebe. Er fand, daß sein Gespräch von demselben Geiste sprühe, der in den Briefen von Julius und Raphael athmet. Er hörte ihn mündlich über Werke der Dichtung und Literatur ganz ebenso urtheilen, wie er öffentlich über Bürger's Gedichte geurtheilt, — ganz mit derselben strengen Gerechtigkeit, ganz

1) Caroline v. Wolzogen an ihren nachherigen zweiten Gemahl, Nachlaß II. 168. Der betreffende Brief kann nicht nach der Angabe des Herausgebers 1793, sondern muß ein Jahr früber geschrieben sein.

2) C. v. Wolzogen, Nachlaß I. 362.

von demselben idealen Standpunkte aus, ganz mit demselben das Ganze zusammenfassenden Blicke. Ihm daher hatte er jenen ersten Versuch im Pindariübersetzen vorgelegt, bereit, sich seinem Urtheil auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Ihm ebenso hatte er sein Manuscript über die Grenzen der Staatswirksamkeit mitgetheilt. So gern hätte er diesen Aufsatz, begleitet von einer Schiller'schen Auslassung über dasselbe Thema, in die Welt eingeführt gesehen! So zustimmend und dankbar nahm er die Schiller'schen Aenderungen hin, als dieser ein Bruchstück daraus in seiner Neuen Thalia hatte abdrucken lassen! Von ihm endlich hatte er sich Glossen auch zu seiner „Skizze über die Griechen“ erbeten, und er freute sich einzelner dieser Schiller'schen Glossen um so mehr, als ihn die unfruchtbaren und mißverstehenden Bemerkungen Dalberg's kopfschütteln machten.

Nicht die Griechen indeß waren es, mit denen sich Schiller eben jetzt vorzugsweise beschäftigte. Er hatte sich mit diesen in den letztverfloßenen Jahren in seiner Weise bekannt gemacht. Der Aufenthalt in Weimar hatte ihm hierzu, der neue Aufenthalt in Jena gab ihm zu einer ganz anderen Beschäftigung die Anregung. Diese Universität hatte die Hauptpflegestätte der neuen Philosophie zu sein begonnen, und Reinhold war daselbst der Hauptapostel des Kantianismus geworden. Schiller wandte sich gleichfalls dem Studium der Kant'schen Schriften zu. Zuerst zwar nur wenig und nur versuchsweise gleichsam. Aber die Geschichte des dreißigjährigen Krieges war endlich, im Herbst des Jahres 1792, beendet. Von der Dichtung, der er eigentlich nun wieder hätte angehören müssen, drängte ihn die Pflicht seines akademischen Berufs ab. Der Wiederanfang der Vorlesungen stand vor der Thür. Schiller, der Professor, hatte ein Collegium über Aesthetik angekündigt. Die äußerlich auferlegte Nothwendigkeit verwandelte sich alsbald in ein freies und leidenschaftliches Interesse. Ausgehend von der Kant'schen Kritik der Urtheilskraft dringt er tiefer und tiefer in seinen Gegenstand ein. So sehr denkt er sich in die Ideen des Criticismus hinein, daß selbst seine poetischen Projecte sich auf das System beziehen. Sein nächster schriftstellerischer Plan aber geht auf einen Dialog, der unter dem Titel Kallias den Begriff und die Natur des Schönen erörtern soll. Schon ist er diesem Begriff hart auf der Fährte. Es gilt ihm, denselben ganz objectiv zu machen und ihn „aus der

Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren.“ Es gelingt ihm endlich damit. Der Begriff des Schönen fällt in das Gebiet der praktischen Vernunft, sofern diese ihre Form in der Welt der Erscheinungen widerspiegelt. Diese Form der praktischen Vernunft nämlich ist reine Selbstbestimmung. Das Selbst eines Naturwesens aber ist Natur. Diese Analogie der Freiheit, so oft sie von der praktischen Vernunft an einem Naturwesen entdeckt wird, läßt dasselbe als schön erscheinen. Schönheit ist nichts anderes als „Freiheit oder Autonomie in der Erscheinung.“

Diesen Begriff nun des Schönen hatte Schiller während des Winters nicht bloß seinen Studenten, sondern auch seinem Freunde Körner in immer eingehenderen Ausführungen entwickelt und die Einwürfe und Mißverständnisse des Freundes beseitigt. Er lebte nur in diesen Gedanken und bewegte sich mit immer wachsender Freiheit und Sicherheit darin. Auch das Gespräch mit Humboldt bei jenem Aprilbesuch konnte auf nichts Anderes führen. Wie Körner, so wurde auch er in den Schiller'schen Gedankenkreis hineingezogen. Lag doch die Erforschung des Begriffs des Schönen der Beschäftigung mit den ewigen Mustern der Dichtung so nah, war es doch so natürlich, an diesen jenen Begriff zu erproben! Humboldt wurde diese Ideen nicht wieder los. Sie begleiteten ihn nach Dresden, und in Dresden lebte Körner. Auf's Neue mußten die Unterredungen mit diesem das philosophisch-ästhetische Interesse in ihm auffrischen. Er kam nach Burgörner, und sofort fand er neben Pindar und Homer soviel Zeit, um Alles, was Kant seit der Kritik der reinen Vernunft geschrieben, noch einmal durchzustudiren. Es sollte eine Vorbereitung auf seine Arbeiten über die Griechen sein, — eine Vorbereitung aber zugleich auf die Discussion mit Schiller, von dem er wußte, daß er seine Untersuchungen über das Schöne weiterverfolgt und sie öffentlich darzustellen begonnen habe.¹⁾ Denn er hatte beschlossen, eine Zeitlang mit Schiller zu leben. Schiller selbst hatte ihn im vergangenen April dazu eingeladen. Jena, der stille und doch wissenschaftlich so belebte Musensitz lockte ihn auch sonst. Er empfand am Ende, daß die Einsamkeit in Burgörner — seinem Askra, wie er es jetzt nannte, — doch mit mannigfachen litera-

1) An E. v. Wolzogen, Nachlaß II. 3. 4.

rischen und persönlichen Entbehrungen verbunden sei. Die Einsamkeit nun und gewiß die Studienmuße hoffte er in Jena behaupten zu können. Auf Bücher und auf Umgang, soweit er ihn suchen würde, durfte er sich sichere Rechnung machen. Schon Weihnachten war der Umzug beschlossen. Ende Februar 1794 endlich, nach einem unfreiwillig verlängerten abermaligen Aufenthalt in Erfurt, langte die Familie in Jena an, um sich vorläufig in der Stille und Enge einer anmuthig gelegenen Gartenwohnung einzurichten.

Mit dem Zeitpunkt zwar dieser Umsiedelung traf es sich nicht glücklich. Schiller gerade, der Hauptmagnet, welcher Humboldt nach Jena gezogen hatte, war abwesend. Erst auf Ostern war seine Rückkunft aus Schwaben angesagt, wo er nun schon im siebenten Monat weilte. Nichts desto weniger entschied sich die Wendung in den Studien Humboldt's gleich in den ersten Tagen des neuen Aufenthalts. Die akademische Atmosphäre übte ihren Einfluß. Die Griechen, das verstand sich von selbst, sollten nicht vernachlässigt werden. Die Beschäftigung mit Pindar und dessen Metrik sollte fortgehen; auf die Lectüre des Aeschylus sollte die des Sophokles folgen. Aber Wolf selbst hatte seinem Freunde den Rath gegeben, etwas weniger pedantisch zu arbeiten und der Gründlichkeit nicht die Freiheit des Studiums zum Opfer zu bringen. So ließen sich manche unnütze und weitläufige Arbeiten wegschneiden, so ließ sich für manche nicht-philologische Studien Zeit gewinnen. Für eben die Studien, die ihn vor der Bekanntschaft mit Wolf beschäftigt hatten, auf die er neuerdings durch Schiller und Körner war zurückgeführt worden. „Ich habe mir vorgenommen,“ schrieb er an den Philologen, „hier, wo ich mannigfaltigern Umgang und Bücher aus mehr Fächern habe, einige ältere Studien mehr wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich lange habe, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie, Politik, Aesthetik ernsthafter zurück.“ Ein späterer Brief wiederholt das Geständniß. Und wer hätte auch damals in Jena leben können, ohne irgendwie in die philosophische Strömung des Tages hineinzugerathen? Die Philosophie war das eine, die Allgemeine Literaturzeitung das andere Unvermeidliche des damaligen Jena. Ehe er es sich versah, war er ganz aus der Enge seines bisherigen Studiencirkels herausgedrängt, er war zum officiellen Mitarbeiter der großen Recensiranstalt geworden, und ein Duzend Bücher der verschiedensten Art, von

Schütz ihm in's Haus geschickt, wollte gelesen und abgethan sein. Viel weniger unvermeidlich und zudringlich waren die Menschen. Es war damals in Jena wie es noch heut ist. Man konnte sich eben so leicht finden, wie aus dem Wege gehen; man konnte sich vornehm zurückhalten, und doch wieder den zwanglosen Verkehr der Uebrigen sich zu nütze machen. So lebte Schiller, so Fichte, so Humboldt in Jena. Da war Schütz, mit dem er schon längst über *Philologica* gelegentlich correspondirt hatte, da war Hufeland, mit dem er über Jurisprudenz und Politik verhandeln konnte, da war der wackere Paulus mit seiner liebenswürdigen Frau. Mit allen diesen stand Humboldt bald auf dem besten Fuße und in mannigfach anregender Berührung. Manche jüngere Männer, wie Große, David Veit und ein Sohn des alten Freundes Jacobi fanden gleichfalls Zutritt in dem Hause. Von Bayreuth endlich war der Bruder Alexander zum Besuche anwesend, und wenn derselbe den philologischen Studien Wilhelm's nicht fremd war, so gab er diesem dafür eine Anregung, selbst in das naturwissenschaftliche Gebiet hinüberzublicken.

Ganz lieb aber ward ihm dies Jena erst und Alles fand er erfüllt, was er gesucht hatte, als endlich am 15. Mai Schiller aus seinem Heimathlande zurückkehrte. Ein Verhältniß, welches für Humboldt schon früher so unendlich reizend gewesen war, entwickelte sich nun erst in der erfreulichsten Weise. Nun erst lernte Schiller die geistige Art und das ganze Wesen des Freundes von Tage zu Tage richtiger erkennen, nun erst gab er sich demselben hin und machte es für seine eigne Entwicklung fruchtbar. Nur wenige Tage, und er war gewonnen von der „seltenen Totalität,“ die er in Humboldt's Wesen entdeckte. Nicht mehr, wie früher, in übereiltem Urtheil, vermiste er an ihm, „die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt.“ Er fand, daß sich im Gespräch mit ihm alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten. Er war bereit, ihm wenigstens den zweiten Platz neben seinem Körner einzuräumen, von dessen Lobe auch Humboldt überströmte. Er sprach schon jetzt von der schönen Dreieinigkeit, die es geben würde, wenn Körner von Dresden herüberkäme, und es währte nicht lange, so galten ihm die Beiden als völlig gleich liebe und ebenbürtige Genossen. Aber auch Humboldt fand nicht blos den Alten in Schiller, sondern etwas mehr und etwas Besseres wieder. Noch immer war er derselbe feurige

und glänzende Geist, derselbe hohe, von dem Adel des Charakters getragene Genius. Das Alles war da, und war in erhöhter Weise da, aber eine wunderbare Ruhe und Milde hatte sich darüber ausgebreitet. In seinem innersten Wesen war Schiller seinem Freunde nähergerückt: in Gespräch und Umgang machte sich diese Aenderung auf's Wohlthätigste fühlbar.

Und wie reich war Schiller zurückgekehrt! Er hatte seinen ganzen Ideenvorrath über die Begriffe der Aesthetik während des Aufenthalts in Ludwigsburg und Stuttgart noch einmal revidirt und bei der Revision geordnet und bereichert. Aus dem ehemals projectirten *Kallias* waren Briefe an den Herzog von Augustenburg geworden, und diese Briefe, eine vollständige Theorie des Schönen, sollten nun für die Oeffentlichkeit noch einmal überarbeitet und zum völligen Abschluß gebracht werden. Hand in Hand ging damit ein großes literarisches Project, mit dem er sich längst getragen hatte und für das jetzt in Stuttgart ein Verleger gewonnen war. Es galt die Verwirklichung dessen, was dem deutschen Dichter am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts als höchstes schriftstellerisches Ideal erschien. Dasselbe, wonach Humboldt für sich persönlich gestrebt hatte, sollte hier zum Oeffentlichen und Allgemeinen werden. Das Geräusch des Krieges und der Kampf politischer Meinungen sollte geflohen und vergessen werden. Gegenüber dem spannenden, beängstigenden und doch vergänglichen Interesse des Tages sollte der Blick auf das rein und ewig Menschliche gelenkt, sollte die Welt auf dem Wege der Wahrheit und Schönheit zur echten Humanität gebildet werden. Eine Zeitschrift sollte zu diesem Zweck gestiftet werden, welche für das gesammte Publicum wäre, was das klassische Alterthum für Humboldt gewesen. Und um wirklich das gesammte lesende Publicum heranzuziehen, so sollte jene Zeitschrift von der verbündeten Elite der deutschen Schriftsteller geschrieben werden. Das Beste sollte von den Besten beigezeichnet werden und ein kritischer Gerichtshof über die Aufnahme der einzelnen Aufsätze sein Urtheil sprechen. Im Geiste des schönen Alterthums war die Bildung verstanden, welche hier vertreten und propagirt werden sollte. An die griechische Götterfabel und deren Sinn erinnerte schon der Name, den das neue Journal an der Stirne trug. Die Göttinnen, die im Gefolge der Grazien sind, die schwesterlichen Horen, welche die welterhaltende Ordnung

bedeuten: sie sollten den Geist und die Regel der Zeitschrift ankündigen. Mit vollen Händen demnach kam Schiller allem demjenigen entgegen, was Humboldt in seiner stilleren Weise in sich trug. Ihr Bildungsideal, ihre Stellung zu dem, was sonst die Welt bewegte, war wesentlich übereinstimmend. Wenn Schiller in lebendigem Schöpfungs- und Wirkungsdrange sich nicht mit der eignen individuellen Bildung begnügte, sondern in weite Kreise damit hinausdrängte, so geschah es in Kraft des Genius, welchen Humboldt bewundernd anerkannte. Wenn Schiller statt der bloßen Vertiefung in die vergangene Welt des hellenischen Lebens ein verwandtes Leben in der Gegenwart zu erwecken strebte, so konnte Humboldt jenes nicht vermissen, indem sich dieses vor seinen Augen erhob. Wie er einst den Gegensätzen gegenüber, die in einer früheren Zeit an ihn herangetreten waren, an Forster den Mann gefunden hatte, in dessen reicherer und freierer Geistesform dieselben sich ausgeglichen zu haben schienen, so sah er jetzt in Schiller in persönlicher Erscheinung die schöne menschliche Bildung vor sich, die ihm seitdem aus Homer und Pindar entgegengeklungen war. Wie Forster durch die stets bereite Gewalt der Rede und durch das Feuer der Production sein empfänglicheres Wesen gefesselt hatte, so wieder ergriff ihn jetzt Schiller, der eine noch reinere und höhere Bildung durch eine noch größere rednerische und schöpferische Gewalt repräsentirte. Ganz ähnlich wieder stand er zu Schiller wie damals zu Forster: der reifere Mann zu dem reiferen Geiste, wie einst der Jüngling zu dem jugendlich gebliebenen Freunde. Es lief für diesmal keine Täuschung mit unter, und es war für diesmal kein Wechsel des Verhältnisses denkbar. Der Charakter von Schiller's wie von Humboldt's Geist war im Wesentlichen fertig. Auch ihr Bildungsideal war nicht mehr im Werden und im Schwanken. Es glich sich, weil und wie ihre Naturen sich glichen. Wenn Humboldt dankbar das Wort seines Freundes acceptirte, daß sie Beide sich verstünden, wo sonst Niemand sie verstehe, wenn er sich später wiederholt seiner innigen und herzlichen Freundschaft zu Schiller rühmte und nur Körner zugestehen mochte, daß er demselben gleich nahe gestanden, so gründete sich dieses Verhältniß darauf, daß er mit seinem eignen individuellen Sein dicht an die Höhe hinaureichte, in welcher Schiller sich — nach Humboldt's eignen Worten — „über jeder einzelnen Bestrebung in

ihm, selbst über seinem Dichtergenie befand.“ Es war der Mensch, der in Beiden sich so ähnlich sah; deshalb begegneten sich Beide in dem Streben, welches allem ihren Wirken und Sich-Außern vorausging. Selbstbildung, einheitliche, gleichmäßige Bildung „zum größeren und edleren Menschen“ hatte bis dahin alle Thätigkeit Humboldt's gefesselt, ihn vor allem Wirken „in's Ganze und Große“ zurückgehalten. Von dieser Selbstbildung ebenso war aller Schöpfungsdrang, der in Schiller arbeitete, fortwährend begleitet gewesen, und wenn irgend wer, so hatte Er ein Recht gehabt, gegen einen Dichter wie Bürger die Forderung auszusprechen, daß der Dichter allererst „seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf-läutern müsse.“ Es lag aber in diesem Hinausblicken zu einem Ideal vollendeter Menschheit unmittelbar noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche den Freunden gemein war. Beide waren so auf's Ganze gestellt und auf das Vollendete hingerrichtet, weil sie — wie später Beide in wechselseitigem Geständniß es aussprachen — „Idealisten“ waren. Es ist unmöglich, von dem Idealismus Schiller's schöner zu sprechen, als es von Humboldt geschehen ist, und man sollte es, wenn es nur die reine Veranschaulichung desselben gilt, niemals mit anderen als mit seinen Worten thun. Wie „der Gedanke das eigentliche Element seines Lebens gewesen, wie er nicht anders als umgeben von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern gelebt habe, wie er in rastlosem geistigen Fortbewegen sein Leben und Streben stets als etwas Unendliches betrachtet, wie er mit tiefer Liebe, mit echter und steter Leidenschaft in seinem Schaffen und dessen Gegenstand versenkt gewesen, wie alles Gemeine tief unter ihm gelegen, und wie selbst das Gewöhnliche durch die Größe der Ansicht und der Behandlung durch ihn geadelt worden.“ Allein so von Schiller reden konnte eben nur Der, der aus verwandtem Wesen heraus das Wesen jenes auf's Tiefste zu fühlen im Stande war. Die Aeußerung Humboldt's, daß ihm „die Ideen“ das Höchste in der Welt seien, und daß er „jeden, auch den umfassendsten äußeren Wirkungskreis dennoch immer nur als etwas jenem Höchsten Untergeordnetes ansehen würde,“ — diese Aeußerung stammt aus einer Zeit, wo er bereits seit Jahren von Schiller entfernt war. Niemals hat ihn diese Gesinnung verlassen. Keiner und unverhüllter aber machte sich dieselbe kaum in den späteren Tagen seines zurückgezogenen

Alters geltend, als jetzt, in den Tagen des Verkehrs mit Schiller. In der Zeit des jugendlichen Strebens, strebte er mit Zurücklassung aller Ziele des Ehrgeizes und des äußeren Erfolges ausschließlich nach der Vollendung seines inneren Sein's. In der Unendlichkeit und Totalität des Ideals bewegte sich auch sein Leben ganz auf geistigem Boden. Auch sein Element war der Gedanke und die Empfindung, die den Gedanken begleitet. Auch sein Horizont umspannte keine andere als die ideale Welt, in der die glänzenden Bilder und Formen der Schiller'schen Dichtung wuchsen. Auch sein Geist war jener rastlosen Anspannung und jener intensiven Vertiefung in das Gebiet der Ideen im allerhöchsten Grade fähig.

Und doch waren es vielleicht, mehr noch als diese Ähnlichkeiten, die Verschiedenheiten ihres Geistescharakters, welche die beiden Männer so wunderbar zusammenstimmen machten. Die von Schiller gerühmte Totalität des Humboldt'schen Wesens war in der That bei diesem viel außerordentlicher, viel entschiedener als bei Schiller. Die Fülle und die gleichgewogene Temperatur seiner sinnlichen und geistigen Fähigkeiten machte so sehr seine Größe aus, daß eben hierin seine Schwäche lag. Sinn und Kraft war so gleichmäßig in ihm vertheilt, daß sie sich selten zu einer vorragenden Aeußerung verdichten und zusammenfassen mochten. Darin war es begründet, daß Schiller anfangs „mehr Fläche als Tiefe“ in ihm zu erkennen glaubte, und daß Körner nichts von eigentlicher Genialität in ihm entdeckt haben wollte. Die Tiefe seines Geistes war eine breite Tiefe, und blaß, wenn auch nicht minder echt, war die Farbe seines Genie's. Wenn sein Wesen nach irgend einer Seite hin stärker gravitirte, so war es nach der Seite der Sinnlichkeit und des sinnlich reizbaren Empfindens, und dann wieder nach der Seite des reinen, von der Empfindung leise gestimmten und gelenkten Gedankens. In dieser Bereitschaft und Behendigkeit des Denkens nun, in dieser feinfühligsten Schärfe des Urtheilens berührte er sich nahe mit Schiller. Es hat dagegen allen Anschein, daß dieser an der Zartheit und Erregbarkeit von Humboldt's Empfindungsleben viel weniger Antheil genommen, ja daß er, in der Strenge und Hoheit seiner geistigen Thätigkeit, für die übergroße Gemüßliebe seines Freundes kaum ein Auge gehabt hat. Selbst da, wo er, überaus treffend, die Stärke

des Freundes in Genuß- und Urtheilsfähigkeit erblickt und diese der Productionsfähigkeit gegenüberstellt, versteht er die Erstere mehr im Sinne des bewußten kritischen als des sinnlich instinctiven Genießens. Er stand eben dieser, mehr weiblichen Seite des Freundes durchaus fern, und gerade daher war es für diesen ein „unaussprechliches Gefühl“, als er in der „Würde der Frauen“ Gedanken und Empfindungen poetisch ausgedrückt fand, die — so schrieb er an den Dichter — „vielleicht noch mehr als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind“. Humboldt überhaupt empfand Schiller's Geist und Eigenthümlichkeit tiefer und richtiger als dieser ihn erkannte. Jene durch die Energie des Willens geweihte schöpferische Kraft, jenes rastlos arbeitende Ringen, das Ideale zur lebendigen Gestaltung aus sich heraus zu setzen, verdrängte bei Schiller alles Uebrige. Die Totalität seines Wesens concentrirte sich in der fruchtbaren Durchdringung der Intellektualität und der Phantasie. Diese wunderbare Erscheinung gerade fesselte vorzugsweise die vorstehende und bewundernde Aufmerksamkeit Humboldt's, — fesselte ihn deshalb, weil hier der Mangel und das Unzureichende seiner eigenen Befähigung lag. Es war so, wie Schiller sagte: die individuelle Vollkommenheit des Freundes lag im Genießen und Urtheilen, die seinige im freien Schaffen, Bilden und Erfinden. Jener war eine vorzugsweise receptive, dieser eine vorzugsweise productive Natur. Immer von Neuem war jener von der unbegreiflichen Thätigkeit des Dichters überrascht, immer von Neuem pries er die Freiwilligkeit seines Genie's, den nie versiegenden Reichthum, der ihm aus unsichtbaren Quellen zuströme und das Glück eines Geistes, welcher „blos aus sich selbst soviel schöpfen könne, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten“. Es ist offenbar, daß sich diesem Lob und dieser Bewunderung das Bewußtsein von dem Gegensatze beimischt, in welchem er selbst solcher Kraft gegenüberstand. Er spricht ein andermal von dem unendlichen Reiz des bloßen, lediglich von dem Zweck des Wissens geleiteten Studirens, einem Reiz, der so groß sei, daß man sich verwahren müsse, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden. Von sich selbst und aus eigener Erfahrung spricht er so; sein eignes Wesen wird ihm zur Folie für die Charakteristik des Dichters, wenn

er hinzufügt, daß dieser jenen Reiz nicht gekannt und jenes Wissen als zu stoffartig verachtet habe. Ein totaler Gegensatz, ohne Zweifel; aber noch in dem Gegensatz spiegelt sich der verwandte Gehalt beider Geister. Denn der gleiche Drang nach Idealität und Totalität erfüllt die productive Tendenz des Einen und die receptive Tendenz des Andern. Man kennt die begeisterungsvolle Stelle, in welcher Schiller von dem Project einer Idylle redet, in welcher „lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, kein Schatten und keine Schranke“ sein dürfe, und wie er, um diese Aufgabe zu lösen, „seine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur noch auf einmal zusammennehmen wolle — wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden.“ Diese Stelle enthält den reinen Ausdruck des Gefühls des freien schöpferischen Vermögens und der dasselbe begleitenden Seligkeit. Aber eine andere Stelle giebt es, in welcher die entgegengesetzte Stimmung des empfänglichen, nach sinnlichem Leben gleichsam dürstenden Geistes sich mit verwandter Begeisterung ausspricht. Ein großer Durst des Wissens, schreibt Humboldt an Schiller, sei plötzlich, wie von Neuem, in ihm erwacht. „Kaum kann ich der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, — und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte.“

So standen diese Naturen gegeneinander: die eine ganz auf's Schaffen, die andre ganz auf genießendes und verstehendes Empfinden gerichtet, ein Dichter, dessen mächtige Phantasie am liebsten hoch oben im Aether des Gedankens ihre Flügel schlug, und ein Denker, dessen scharfer Verstand seine Wurzeln tastend nach unten bis tief in den Boden der Sinnlichkeit sandte. Ueberaus glücklich für die Möglichkeit gegenseitiger Berührung und Befruchtung traf es sich, daß der Dichter eben jetzt des Denkers bedurfte. Er war selbst zum Philosophen und zum Kritiker geworden. Er hatte sich selbst forschend hinter seine eigene Kunst und hinter seinen eigenen Genius gestellt. Er philosophirte, und der Gegenstand seiner Speculation

war das Wesen und der Ursprung des Schönen. Er zweifelte, und der Gegenstand seiner Scrupel war sein eigener Beruf zum Dichten. So beschäftigt und so gestimmt war er, als sich Humboldt ihm zur Seite gesellte. Eben darauf war auch dieser gefaßt und vorbereitet. Er hatte für sich dem Begriff des Schönen nachgedacht, er hatte sich ganz wieder in die kritische Philosophie hineingearbeitet, er hatte über jenen wie über diese mit Körner gebriefwechselt. Vor Allem aber: er war so ganz ein Mann des Gesprächs und der Discussion. So reich an Wissen und Gedanken und doch so begierig nach mehrerem Wissen und helleren Gedanken, so mittheilungsfähig und so mittheilungsbedürftig, so ganz sich vertiefend in die Sachen und und doch so gern die Empfindung des Persönlichen damit verbindend: so war er nirgends productiver als in der brieflichen und mündlichen Conversation. Das „gesellschaftliche Denken,“ wie er selbst es nennt, war das eigentliche Element seines Geistes. Er war der Meinung wie Addison, daß nichts über wirkliche Conversation, d. h. über das Gespräch zu Zweien gehe. So hatte ihn das wissenschaftliche Zwiegespräch mit Wolf beglückt. So beglückte ihn nun das lebendigere Gespräch mit Schiller. Auch Schiller war ein Virtuose des Gesprächs. Es kam uns dünken, daß die Hälfte seiner Gedichte kein zu theurer Preis um eine mit ihm durchredete Nacht wäre, und wir bedauern mit Körner, daß jener Dialog „Kallias“ ungeschrieben blieb, der sich, wie wir wenig Zweifel haben, ebenbürtig neben „Ernst und Falk“ würde gestellt haben. Denn Schiller's Gesprächsweise, wie sie uns Humboldt beschrieben hat, war verschieden von der der meisten Menschen. Es war nicht Rede und es war nicht Katechisation: es war echtes Gespräch. Es war lebendiges Geben und Nehmen und war befruchtende, Verständniß suchende und weckende Gegenseitigkeit. Es trug das ganze Gepräge des Momentanen an sich und es strebte doch nach der Unendlichkeit des Gedankens. Es schien sich in freier Bewegung hin und her zu schaukeln, und es bewegte sich dennoch stetig um einen festen Punkt, nach einem sicher in's Auge gefaßten Ziel. Es bestand nicht im Herumwenden alten Stoffes und Besizes, sondern im Auffinden und Erzeugen eines neuen. Die Begeisterung der Production sprühte in den Worten seines Mundes und aus den Flammen seines Auges. Sein ganzes

Wesen war dabei; mit seiner Liebenswürdigkeit verschmolz seine Größe; er war in den glücklichsten Momenten seines Gesprächs mit keinem unter allen Menschen zu vergleichen.¹⁾

In solchem Gespräch nun erging sich, ja erfüllte sich recht eigentlich das Verhältniß der beiden Freunde. Es ruhte auf dem Grunde der alten persönlichen Vertraulichkeit. Vertraut wie die Männer waren die Frauen. Beide Familien lebten wie Eine; selbst ihre Wohnungen hatten sie mit dem Eintritt des Winters näher aneinander gerückt.²⁾ Meist zweimal des Tages, ganz regelmäßig des Abends sah man sich. Sich sehen hieß: sich sprechen, und oftmals zog sich das Gespräch bis tief in die Nacht. Es galt zunächst den Hören. Man durchsprach den Plan, die Mitarbeiter, die Stoffe, das Äußere wie das Innere des Unternehmens. Auch Körner, natürlich, mußte zur Theilnahme an der Zeitschrift herangezogen werden. Man erörterte, welche Aufgaben ihm nach seiner besonderen Art zugewiesen werden dürften, was von Göthe zu erwarten sei, ob der alte Kant der auch an ihn ergangenen Aufforderung Folge leisten würde, womit Humboldt selbst zu debütiren gedenke? Und nun liesen die ersten Aufsätze ein und wollten gelesen und beurtheilt werden. Nun hatte sich endlich Humboldt sein Thema gewählt, nun arbeitete Schiller mit verdoppeltem Eifer an den ästhetischen Briefen. Man kam damit direct auf die Kant'sche Philosophie; mit ihr mußte Schiller durchaus erst im Reinen sein, ehe er seine ästhetischen Untersuchungen zum Abschluß bringen konnte: Humboldt's Hülfe ward nicht vergebens in Anspruch genommen. Für Beide ferner war Fichte, welcher Ostern 1794 an Reinhold's Stelle nach Jena gekommen, eine neue Erscheinung; die veränderte Ansicht, welche er dem Criticismus gab, mußte geprüft und mit den bereits gewonnenen ästhetischen Einsichten zusammengehalten werden. Eben die Theorie der Aesthetik aber mußte der Mittelpunkt der Gespräche werden. Zu den Einwendungen Körner's kamen nun die Bedenken Humboldt's; was Körner darüber und über das Verhältniß der Kant'schen Kategorien zu

1) S. außer in dem Vorwort des Schiller - Humboldt'schen Briefwechsels, den Brief Humboldt's an Körner in der Schrift: Aus Weimars Glanzzeit.

2) Humboldt an Wolf; S. W. V. 115; Schiller an Jacobi, Jacobi's Briefwechsel II. 196.

dem Schönheitsbegriff an Humboldt geschrieben hatte, vermehrte den Gesprächsstoff. Wie gern überhaupt hätte man über alles dieses zu Dreien verhandelt! Ein Rendezvous wenigstens wurde verabredet, und anderthalb Tage, am Ende des August, verlebte und durchsprach man gemeinschaftlich in Weisensfels Alles, was man auf dem Herzen hatte.¹⁾ Noch mehr und noch etwas Wichtigeres, in der That, als die Horen und als die Theorie des Schönen begann jetzt Schiller'n auf dem Herzen zu liegen. Je mehr er sich in die Philosophie hineinwarf, je mehr seine ganze Geistesthätigkeit von den ästhetischen Briefen in Anspruch genommen wurde, desto mehr suchte er zwischendurch nach dem Dichter, der er zu sein aufgehört hatte. Seine fortgeschrittene Geschmacksbildung, die Bekanntschaft die er mit den Griechen gemacht hatte, das Vorbild Göthe's, endlich seine ästhetisch-kritischen Einsichten selbst, — alles das hatte ihm seine eigenen früheren Producte entfremdet. Sein Don Carlos ekelte ihn an. Der Gedanke an den Wallenstein machte ihm Angst. Er fürchtete, daß die Einbildungskraft, wenn ihr Reich nun käme, ihn verlassen würde. Er fühlte, daß ihn der poetische Geist überrasche, wo er philosophiren wollte, und er glaubte nur um so mehr zu finden, daß er eigentlich nichts weniger als einen Dichter vorstellen könne. Er schwankte über seine Bestimmung, er zweifelte an seinem dichterischen Beruf. Humboldt nun war ganz auf seinem Felde, so oft es sich um philosophische Ideen handelte: er war es noch mehr, wenn es das Verständnis einer Individualität galt. Das Wesen Schiller's insbesondere war ihm geradezu eine Studie. Ueber sich selbst, über den Freund, über ihr gegenseitiges Verhältniß und ihren Umgang nachzudenken war ihm eine liebe und geläufige Beschäftigung. Wie daher zum Philosophiren, so war er auch dazu stets aufgelegt, den Freund über sich selbst zu verständigen. Es waren unerschöpfliche Themata und sie wurden von Beiden mit nie erschöpftem Interesse behandelt. Leicht und wie zufällig, immer ungesucht, mochte das Gespräch beginnen: es waren ja die Stunden der Erholung für Beide, und auch die Frauen waren zugegen, um ihren Antheil zu geben und zu nehmen. Der tiefe Ernst Schiller's blieb jeder heiteren

1) Schiller-Körner'scher Briefwechsel; Schiller an Körner vom 21. August und vom 1. September 1794; III. 188. 189.

Wendung zugänglich; an Humboldt war im persönlichen Verkehr eine muntere Jovialität, ein neckisches Herauswenden des Lächerlichen sogar hervorstechend. Bald jedoch war irgend ein Punkt von tieferem Interesse berührt. Wir hören, wie Humboldt mit der ihm eigenen redseligen Umständlichkeit auf ihn eingeht. Wir dünken uns zu sehen, wie Schiller den gleichen und ruhigen, aber tiefen Strom der Gedanken und Empfindungen an sich vorüberläßt, dann aber mit einem plötzlichen Griff aus seiner Tiefe zu schöpfen und das Bewegliche zu fesseln versteht. Aus dem unfertigen Ideenmaterial jenes springen unter der Hand dieses fertige Gestalten und bestimmte Gebilde hervor. Aus Rede und Wechselrede drängen sich geformte Ideen hervor; sie stellen sich zusammen, sie ordnen und gruppieren sich. In Verwirrung hat die Unterredung begonnen, nach allen Seiten hin ist sie übergeströmt; nun sammelt sie sich in engerem Bett, nun wird sie in wenigen glänzenden Worten und glücklichen Bildern gefangen. Und nun wieder, wenn der begeisterte Fund gelungen ist, wendet sich das Verhältniß. Mit lebendiger Empfänglichkeit, mit willig eingehendem Sinn hat Humboldt die Gedanken des Andern erfaßt. Aber noch fehlt ihnen die Bestimmtheit. Er umgiebt sie mit neuen Bedenken, er wendet sie prüfend und vergleichend von Neuem hin und her. Er nöthigt zu weiteren Absonderungen und Ausscheidungen, zu festeren Begrenzungen, zu feineren Unterschieden. Sein Gespräch, wie Schiller an Körner schreibt, „weckt jede schlummernde Idee und nöthigt zur schärfsten Bestimmtheit.“ Man ruht erst, wenn man am Ziele ist und mit festem Blick den Gedanken in reinem Umriß sich abheben sieht.

So, oder ungefähr so dürfen wir uns nach den eigenen Andeutungen beider Männer und aus zeitgenössischen Schilderungen das Bild ihres täglichen Gesprächsverkehrs ausmalen. Gewiß ist es, daß der überwiegende Gewinn dabei auf Seiten Humboldt's war. Nicht eigentlich, wie Schiller es auffaßt, daß ihm zu der „scharfen Schneide seiner intellektuellen Kräfte“ ein „Stoff“ wäre zugeführt worden. Humboldt litt nicht Mangel an Stoff. Aber dieser Stoff lag zu tief im Grunde seines Gemüthes, er haftete zu fest an seinem individuellen Sein, er ward zu eigenmüthig verbraucht und genossen, er ward zu sehr von dem stets bereiten kritischen Bewußtsein niedergehalten. Der Einfluß Schiller's bestand darin, daß die gleichsam träge

Ideenmasse sich hob und löste. Humboldt wurde durch Schiller zur Productivität erweckt; er lernte durch ihn in etwas, seinen inneren Reichthum zu verwerthen. Durch die Berührung mit dem durch und durch productiven Geist des Dichters entwickelte sich der Eifer und der Muth zu eigenem Bilden und Darstellen. Er sah dem Freunde die Methode des Schaffens ab, und er ward von diesem und von dem kritischen Körner förmlich in die Schule der Schriftstellerei genommen. Seit jener ersten Pindar-Ode hatte er nichts öffentlich erscheinen lassen; das einzige größere Werk, das er zu Stande gebracht, hatte er im Kulte zurückgehalten; ein unbefiegbares Mißtrauen gegen sich, eine ungemessene Blödigkeit gegenüber dem Publicum hatte sich seiner bemächtigt. Schiller und Körner, die Literaturzeitung und die Horen öffnieten ihm den Mund. Eine Reihe von Aufsätzen entstand während der Zeit seines Genenser Aufenthalts.

Die erste zwar dieser Arbeiten wäre vielleicht auch ohne Schiller entstanden, und die Spuren des Schiller'schen Einflusses in ihr sind nicht entscheidend. Schütz und Hufeland hatten ihn für die Literaturzeitung gewonnen, und er hatte sich ausbedungen, nur solche Sachen zu recensiren, die ihn ohnehin interessirten. In hohem Grade war dies der Fall mit dem seltsamen Buche, welches ihm Jacobi selbst überschiedt hatte. Weder ein Roman noch ein philosophisches Werk, war der „Woldemar“ nur um so mehr ein reiner Ausdruck von Jacobi's eigener Individualität. Humboldt, wenn er es las, konnte sich dünken, den Freund an seiner Seite reden zu hören, er konnte sich bei dem geistreichen Geschwätz in Dorenburg's Villa an seinen eigenen Aufenthalt in dem gastlichen Pempelfort, bei den Tischgesprächen zwischen Woldemar und Sidney an seine eigenen Verhandlungen mit dem liebenswürdigen Philosophen erinnern. Das Buch wirkte nicht wie ein Buch, sondern wie Gesicht, Gestalt und Rede eines Fremdes auf ihn. So reizte es ihn und so gefiel es ihm. Mit jener ihm so eigenen und so geläufigen Weise des Eingehens in fremde Individualitäten versuchte er sich an einer raisonnirenden Paraphrase des Werkes, und wie man mit einem Brief auf einen Brief erwidert, so erwiderte er die Uebersendung des Woldemar durch Uebersendung des Manuscripts einer Recension, die dann später erst dem Publicum der Literaturzeitung vorgelesen wurde.¹⁾ Es war eine Be-

1) Jenaische Literatur-Zeitung 1794 Nr. 315—317; jetzt G. W. I. 185 ff.

spredung des Buches, um die Wahrheit zu sagen, die so wenig eine Recension war, als der Woldemar ein Roman ist. Dieser war ganz und nur Jacobi: jene war ganz und nur Humboldt. Mit so Vielem in Jacobi's Wesen, wie es nun in diesem wunderlichen Producte sich breit darlegte, sympathisirte unser Recensent. Jene aristokratische Genusweise, jenes Leben in Ideen und Reden, jenes Empfinden von Gesinnungen, jenes Raisonniren über Empfindungen, jene Schwelgerei in den Freuden des Umgangs und des Gesprächs, jenes Studium und jene Bewunderung der weiblichen Natur in ihrem Verhältniß zur männlichen, — das Alles waren Dinge, die bei ihm einen vollen Anklang fanden. In so vielem Anderen wiederum entfernte er sich von Jacobi. Er übersah ihn, wie er ihn ja schon bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen übersah hatte. Er war zu nüchtern, zu kalt verständig, zu kritisch, als daß ihm jemals Jacobi's Philosophie als Philosophie hätte genügen können. Seine Anforderungen an die Dichtung wie an die Speculation waren zu hoch und zu ideal, als daß ihm Jacobi's Dilettantismus hätte entgehen können. Es war gar nicht nach seinem Geschmack, die Lücken des verständigen Erkennens, wie der Verfasser des Allwill und Woldemar that, durch Schwärme rei auszufüllen. Er hatte zu sehr das Bedürfniß nach Consequenz, als daß er sich lieber als Lessing Jacobi's gepriesenen Salto mortale hätte gefallen lassen. In ihm selbst endlich lag Gefühl und Verstand zu klar aus- und gegeneinander, als daß er sich durch Jacobi's warme Ueberredsamkeit zur Billigung eines laxen Compromisses zwischen beiden hätte verstehen sollen. Es lag aber weiter in seiner Natur, da, wo er sympathisirte, ganz und warm zu sympathisiren, wo er abwich, es nur in der Form von leisen und feinen Einwendungen, von vorsichtigen und bescheidenen Zweifeln kundzugeben. Auch seine kritische Befähigung, stark wie sie war, sollte das positive Capital des Genusses vermehren. Er wäre schände abweisend und kalt ironisch gewesen, wo er nichts als Antipathie empfunden hätte. Er war in der Negation gutmüthig und gelind, er verlegte den Schwerpunkt seines Urtheils ganz nach der positiven Seite, wo er sich im Ganzen wohlthätig berührt fand. So entstand diese Recension des Woldemar, eine so überwiegend positiv gehaltene Abhandlung, daß sie Rahel in ihrem aphoristischen Enthusiasmus für ein viel genialeres Werk erklärte, als das Buch, über das sie geschrieben sei.

Der Recensent schrieb wie aus der Seele, ja wie aus der Person des Verfassers heraus. Er identificirte die Schrift ganz mit ihrem Urheber, und dann wieder sich selbst mit dem Letzteren. Die Absicht desselben: „Menschheit, wie sie ist, auf das Gewissenhafteste vor Augen zu legen,“ konnte er nicht anders als billigen; aber er fand auch, daß diese Absicht erreicht sei, und daß „jede Zeile das reinste, ächteste, sittlichste Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitsinn auf das innigste verbunden, athme.“ Er gab sodann eine eingehende und liebevolle Analyse des Inhalts, und eine ebensolche Darstellung der in Allwill und Woldemar enthaltenen praktischen Philosophie Jacobi's. Vermuthlich wird es wenige Leser des Jacobi'schen Roman's geben, welche nicht durch die gequälte Unnatürlichkeit des Verhältnisses zwischen Woldemar und Henriette sich gepeinigt und gelangweilt fühlten: die Humboldt'sche Recension findet das trauliche Zusammenleben dieser Menschen „entzückend schön geschildert.“ Jedermann gewiß wird mit Rachel den Hauptmangel des Romans darin erblicken, daß derselbe, statt Charaktere und Begebenheiten darzustellen, um ein Nichts von Begebenheit endlose Reden und Reflexionen herumwindet: die Humboldt'sche Recension ist anderer Ansicht, sie lobt gerade dies an dem Buche, daß man darin nicht bloß „über Menschen raisonniren“ höre, „sondern Menschen in interessanten Situationen selbstthätig“ erblicke. Die Charaktere des Romans sind nach Humboldt „aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann.“ Die Schrift verräth durchweg eine „tiefe philosophische Einsicht,“ aber nicht minder eine „feine poetische Kunst;“ die Reihe der Begebenheiten „geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt.“ Um es kurz zu sagen: das unglückliche Mittel Ding zwischen einem Roman und einem System wird nicht nur mit Lob überhäuft, sondern dieses Lob auch durchweg in den Superlativ erhoben.

Seltzam, in der That; aber viel seltsamer noch, daß soviel Lob nur aufgewendet scheint, um eine ebenso große Portion Tadel zu verdecken und zu überstreichen! Von allen den Mängeln, welche das beurtheilte Werk drücken — wenn wir nur genauer zusehen — ist kein einziger dem Recensenten entgangen. Selbst da, wo der-

selbe bloß referirend auftritt, zeigt er sich als einen viel feineren Menschenkennner als der Verfasser. Es ist unmöglich richtiger zu urtheilen und feiner alle Schwächen des Plans, alle Mißgriffe der Ausführung aufzuspüren. Alles Lob, im Grunde, wird immer wieder zurückgenommen. Wir lesen mitten in dieser Recension der superlativen Lobesprädicate das, wenn auch unwundene Zugeständniß, daß alle in dem Roman gezeichneten Charaktere, alle diese ausschließlich in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden Menschen — „etwas Unnatürliches“ haben. Sie spannen — so wird mit vollkommener Wahrheit gesagt — „das Interesse auf eine beunruhigende Weise,“ denn man sieht sie mit Leiden sich herumquälen, „die man in Versuchung kommen möchte, selbstgeschaffen zu nennen.“ Es steht nicht besser endlich, als mit den gepriesenen Charakteren, mit den absichtslos in die Begebenheiten eingewobenen Reden. Denn die Gespräche der Weiber wenigstens, sagt Humboldt, sind „länger, raisonnirender und belehrender, als wir sie von der Anspruchslosigkeit der Frauen erwarten.“ Es nimmt uns Wunder beinah, daß noch Niemand eine so beschaffene Recension für ein Meisterstück von Ironie zu nehmen den Einfall gehabt hat. Denn, absurd wie diese Annahme wäre, ist es doch gewiß, daß wenige geschickte Striche hinreichen würden, den ganzen Aufsatz in die feinste und glänzendste Ironie zu verwandeln. Wir haben aber, wie wir meinen, die Erklärung bereits gegeben, woher diese Beschaffenheit rührt. Nicht die Befähigung zum schärfsten und treffendsten Urtheil, sondern der Muth und die Neigung, der animus vituperandi fehlt dem Recensenten. Er schätzt und versteht von Grund aus die Jacobi'sche Individualität. Er fühlt sich wahlverwandt mit diesen „in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden“ Menschen. Darum verbirgt er seine Kritik in eine Fülle von Anerkennung. Darum sehen seine Ausstellungen in den Zeilen wie Ausstellungen zwischen den Zeilen aus. Er sagt alle Fehler des Romans rein heraus; allein er sagt sie heraus, wie man die Schwächen von Personen rügt, die man sich nicht entbrechen kann, von Herzen zu achten und zu lieben.

Nicht anders als mit der Kritik des Romans verhält es sich mit dem Urtheil über die Jacobi'sche Philosophie. Diese Philosophie läßt sich, nach Humboldt, nur verstehen und schätzen als die Philosophie eben dieses Philosophen; ihr Inhalt steht mit der Indivi-

dualität ihres Urhebers im engsten Zusammenhang. Mit dieser für den Beurtheiler wie für den Beurtheilten gleich bezeichnenden Wendung scheint nun freilich jede Entscheidung über den objectiven Wahrheitswerth der in Woldemar entwickelten Ansichten abgelehnt. Die eigne Ansicht des Recensenten kann sich nichts desto weniger nicht ganz verbergen, und es ist daher möglich, hier bereits eine ungefähre Anschauung von Humboldt's philosophischer Denkweise zu gewinnen. Sie ist wie wir sie von dem Verfasser des „Versuchs“ und nach einem erneuten Studium der großen Kant'schen Werke erwarten. Die letzte Aufgabe aller Philosophie faßt er durchaus wie erst Kant sie bestimmt hatte. Er faßt sie kritisch und transcendental. Die wahre Philosophie hat „die vollständige Abmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde zu legen, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniß zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken.“ Er lenkt dagegen von den Resultaten der Kant'schen Untersuchung in etwas ab. Er nähert sich um ebensoviel den Jacobi'schen Anschauungen. So wenigstens in Beziehung auf die praktische Philosophie, die allein hier in Frage steht. Die blutlose praktische Vernunft und den unlieblichen kategorischen Imperativ, den Gegensatz von Pflicht und Neigung, die Härte und der Formalismus der Kant'schen Moral mochte Jacobi nicht gelten lassen. Sein Gefühl protestirte dagegen. Er suchte Hülfe bei'm Aristoteles. Auf's Stärkste accentuirte er das pathologische Element der Tugend. In der sinnlichen Natur des Menschen suchte er die breite Basis, auf welcher das abstracte Pflichtgebot sich nur als letzte Spitze erhebe. Alle Tugend beruhte ihm auf einem unerklärlichen „Triebe,“ auf einem „Instincte“ unseres sinnlich-vernünftigen Wesens, der den Menschen zwingt, die Tugend aus sich hervorzuschaffen. Eben das nun war auch Humboldt's Ansicht, wie er sie schon in seiner Erstlingschrift im Wesentlichen ausgesprochen hatte. Allein von hier aus ging er zu Kant wiederum zurück. Es ist diese Ansicht nach ihm nichts Anderes als das „rechtverstandene“ Moralsystem der kritischen Philosophie selbst. Es käme nur darauf an, dasselbe in seinem eigenen Geiste zu vertiefen. Ihm genügt nicht der bloße Protest des Gefühls. Ihm genügt nicht der bloße Hinweis auf einen solchen Instinct. Als einen Wink nur läßt er es gelten, wenn diesem Instinct wieder ein

Grundtrieb im Menschen nach innerer und äußerer Uebereinstimmung untergebaut wird. Es gilt eben hier „durch das vereinte Streben aller menschlichen Kräfte“ noch tiefer in das Wesen des Menschen als ein Ganzes einzudringen. Nur so erst, vermittelt einer Correctur der abstracten Scheidekunst der Transcendentalphilosophie durch die den Menschen als Ganzes anschauende Philosophie der Alten, dürfte die „endliche, von allen Seiten genügende Philosophie“ zu Stande kommen. Diese Philosophie also und mit ihr das wahre Moralsystem ist für Humboldt nur erst ein Ideal. Aber es ist klar, worin ihm dasselbe besteht. Diese künftige Philosophie dürfte nicht, wie die Jacobi'sche, strenge Folgerichtigkeit und durchgängige Begriffsbestimmtheit vermissen lassen. Sie dürfte nicht, wie die Kant'sche, über der analytischen Genauigkeit und der Begriffsstrenge den Sinn für den vollen Gehalt der concreten Totalität der menschlichen Natur einbüßen. Das philosophische Ideal Humboldt's ist die Vollendung des Kantianismus, eine auf dem Grunde der Kant'schen Kritiken mit dem ästhetischen Geiste der Alten durchgeführte Ergründung des Menschen nach der Einheit und Totalität seines Wesens.

Auf dem Wege zu eben diesem Ideal, nach demselben Ziele hin bewegten sich aber offenbar die philosophischen Anstrengungen Schiller's. Ungefähr gleichzeitig hatten die Beiden, der Eine seine Recension des Woldemar, der Andere die Recension über Matthiesson's Gedichte geschrieben. Selbständig hatte jener seinem Verhältniß zu Jacobi einen Ausdruck gegeben und Zeugniß von seiner Beschäftigung mit der kritischen Philosophie abgelegt. Selbständig hatte dieser, wie er schon in „Anmuth und Würde“ gethan, Einzelnes aus seinen ästhetischen Resultaten dem Publicum vorweggegeben. Aber ein lebendigeres Eingreifen, ein regerer wechselseitiger Einfluß Beider griff jetzt Platz. Humboldt zog das Thema, dessen Bearbeitung für die Horen er sich vorgesetzt hatte, recht eigentlich aus den geheimsten Falten seines Busens. Während Schiller sein bestes und eigenstes Wesen in die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hineinarbeitete, ging Humboldt an eine Abhandlung „über die Weiber.“ Unter diesem Namen figurirt das Humboldt'sche Motiv in dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel. Es war das Verhältniß der Geschlechter zu einander, was

zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Vertiefung in das Wesen der menschlichen Natur wurde. Ein Symbol seines eigenen Wesens und ein Symbol seiner Philosophie! In dem Manne des kalten kritischen Verstandes, in dem Lobredner der Energie war zugleich soviel Weibliches und soviel Bedürfnis nach Weiblichkeit. Er hatte frühzeitig alle Reize des Umgangs mit dem anderen Geschlecht gekostet. Er wußte, was Weiber dem Manne gewähren können und hatte die Empfindung davon in seine geistigsten und in seine sinnlichsten Stimmungen tief verwebt. Er hatte eine Gattin an seiner Seite, von deren Lippen und aus deren Augen ihn das innigste Verständnis seines eigenen Gemüthslebens ansprach, der er in Geist und Empfindung sich täglich enger verbunden fand. Wenn sich alle seine Gedanken um die Totalität der Menschennatur drehten, so genoß und fühlte er dieselbe am sinnlichsten und innigsten in der Liebe. „Ein Individuum Einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle.“ Nicht der Mann für sich und nicht das Weib für sich. Um daher „die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt; und dies Mittel muß des schönsten Lebens schönsten Genuß bewahren.“ So schrieb Humboldt in den ersten Wochen seiner Ehe.¹⁾ Diese Worte bilden den Text der Aufsätze „Ueber den Geschlechtsunterschied“ und „Ueber männliche und weibliche Form.“ Ihr Sinn bildete den Schlüssel, durch den sich für Humboldt's Individualität die gesammte innere und äußere Welt, der Mensch und die Natur, dem Erkennen erschloß.

Dem in der That, nicht blos um die Schilderung des männlichen und weiblichen Charakters im Menschengeschlecht handelt es sich für Humboldt. „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur,“ lautet der vollständige Titel des ersten jener Aufsätze.²⁾ Das moralische und anthropologische Interesse hat sich zum naturhistorischen erweitert. Ohne Zweifel,

1) In den „Ideen über Staatsverfassung,“ G. W. I. 311.

2) In den G. W. sind die beiden Aufsätze auseinander gerissen, und findet sich der erstere (Horen I. 2. S. 99 ff.) im vierten, der zweite (Horen I. 3. S. 80 ff. u. I. 4. S. 14 ff.) im ersten Bande.

daß die mehrmalige Anwesenheit des Bruders in Jena ihm in dieser Richtung eine Anregung gab. Hörte er doch den ganzen Winter über bei Loder ein anatomisches Collegium. Verhandelte doch der Bruder, auch abwesend, physikalische Themata mit ihm. Aber sofort freilich weiß er diesen Dingen die geistigste Bedeutung abzugewinnen. Er führt die Natur in seine allgemeine philosophische Anschauung ein; von seinem anthropologischen Standpunkte aus tritt er in das Gebiet der Naturphilosophie ein. Stets auf Universalität und Totalität gerichtet, hatte er schon ehemals von einer „Physiognomik der Natur“ geredet, und hatte ein andermal das ästhetische Gefühl als den Vermittler bezeichnet, wodurch uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt werde. Diesen zusammenfassenden Blick auf das Ganze fordert er auch jetzt. Er leitet diese Forderung ab aus seiner Anschauung von der Natur des Menschen. Denn „schon in dem körperlichen Theil seines Wesens findet der Mensch mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Dasein zu bringen streben soll.“ Ueberall daher muß bei Untersuchung der Körperwelt zugleich die moralische in's Auge gefaßt werden: zur Begründung seiner moralischen Natur, umgekehrt, bedarf der Mensch einer anhaltenden und ernsten Betrachtung der ihn umgebenden physischen. Beide, die physische und die moralische Welt, machen doch zuletzt nur Ein großes Ganze aus, und „die Erscheinungen in Beiden gehorchen nur einerlei Gesetzen.“ Nach der Erforschung Beider daher „bleibt endlich noch ein Blick auf das gegenseitige Verhältniß dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beiden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden.“ Erst von diesem höchsten Gesichtspunkte aus wird alsdann der Naturforscher und der Erforscher der moralischen Natur, jeder „sein eigenes Gebiet in einer neuen, und nun erst in der wahren Gestalt erblicken.“

Es liegt nahe, in Ideen wie diese eine Anticipation der Schelling'schen Natur- und Identitätsphilosophie zu erblicken. Wir unsrerseits halten sie für mehr und für etwas Besseres. Die Behauptung eines lebendigen Zusammenhangs und einer tief begründeten Analogie zwischen dem geistigen und dem Naturgebiete hat ein größeres Recht als die Schelling'sche Formel von der „Identität des Sub-

jectiven und des Objectiven.“ Die Forderung, nach den gemeinsamen Gesetzen beider großen Welten zu forschen und, eingedenk der beide umfassenden Totalität, auf dem einen Gebiete stets das andre, auf beiden die zu Grunde liegende Einheit unverrückt im Auge zu behalten, — diese Forderung ist unverfänglicher und fruchtbarer als das kühne Unternehmen, aus der Idee jener Identität aprioristisch und durch phantasirende Construction die correspondirenden Potenzen der ideellen und der reellen Welt abzuleiten. Man verstehe uns nicht falsch. Auch die metaphysische Formel hat ihren Werth; auch der speculativen Kühnheit bleibt ihre Ehre. Etwas Anderes ist es, geistvolle Winke hinwerfen, und etwas Anderes, ein philosophisches System erfinden. Geschliffene Gläser sind ein vortreffliches Hülfsmittel für schwache Augen: philosophische Formeln und Schemata sind ein vortreffliches Hülfsmittel für die Geister. Sie machen Geist und Genie nicht überflüssig, aber sie dienen in der Förderung der Wissenschaft als Surrogat dafür. Die Forderung, welche Humboldt an den Naturforscher wie an den Erforscher des moralischen Reichs stellt, zu verstehen, ist nicht leicht; sie recht zu erfüllen, ist die Sache des Genie's. Das Schema des Identitätssystems prägt sich ohne Mühe auch einem Schwachkopf ein. Das Kategorische und Abstracte hat, zumal unter Deutschen und in einer metaphysisch so vielfach angelegten Generation, eine wunderbare Gewalt. Jene Humboldt'schen Sätze von der lebendigen, einheitlichen Beziehung des Geistigen und des Natürlichen und von der Nothwendigkeit einer darauf eingehenden wissenschaftlichen Methode sind spurlos verhallt. Die hohlen Formeln, die abstracten Sätze, die verwegenen Constructionen und die tollkühnen Parabigmen des Schelling'schen Systems haben jene Anschauungen allgemein in Eurs und etwas wie jene Methode erst in Ruf und dann wieder in Verruf gebracht. Begreiflich auch dies Letztere und in der Ordnung. Denn das Eine große Ganze, auf welches Humboldt den Blick will gerichtet wissen, ist eine Realität und ein ewiger Vorwurf der wissenschaftlichen Forschung: das Absolute der Schelling'schen Schule ist ein metaphysisches Nichts, eine Phantasie des Verstandes, deren man gerade deshalb überdrüssig wird, weil sie nicht ein gelingendes Forschen, sondern den Besitz der Wahrheit verbürgen soll. Und dieser Unterschied hat seine Wurzel in dem verschiedenen Ursprung der einen und der anderen Anschauungs-

weise. Auch Schelling wurde durch die Naturwissenschaft aus der einseitigen Abstractionsreihe des bloß subjectiven Idealismus herausgeworfen. Vom Ich erweiterte er seinen Blick über die Natur. Aber das Ich war ihm nicht der volle, lebendige Mensch, sondern der Mechanismus des Bewußtseins. Diesen nun übertrug er schematisirend auf die Natur: auch diese ward zum Abstractum. Er concipirte endlich die Idee des Absoluten als der Identität des Subjectiven und des Objectiven und forderte von der wahren Erkenntniß, daß sie sich in den Indifferenzpunkt des Ideellen und Reellen stelle. Nämlich zu diesem Abstractum schrumpfte ihm nunmehr der Geist zusammen, der in den Werken unserer großen Dichter Geistiges und Sinnliches zur Erscheinung des Schönen zusammenschmolz. Angeweht von Außen von diesem Geiste, ein gelehriger Schüler der neuen Aesthetik, ahnte er mit combinatorischem Verstande die schöpferische Phantasie der Dichter nach, formulirte er das Gesetz der Dichtung zum trockenen und uniformen Schema alles Seins. Aber völlig anders Humboldt. Von dem Drange, den Menschen in der Fülle und dem Einklang seines Wesens zu ergreifen, führte es ihn hinüber in die Natur. Er schaute auch in diese hinein mit dem lebendigen Gefühl von ihrer unerforschlichen Tiefe und Mächtigkeit. Aus dem Grunde seiner eigenen Individualität endlich, mit jenem Sinn, den er nicht den Dichtern erst ablernte, sondern den er von Hause aus mit ihnen gemein hatte, mit dem Sinn für Totalität und Zusammenstimmung tastete er nach dem Punkte, schaute er auf zu der Höhe, von welcher ein- und dasselbe Licht die physische wie die moralische Welt erhelle. Ein Genofß und Geistesverwandter unserer Dichter begnügte er sich, denselben Geist, aus dessen Kraft heraus die Letzteren schaffen, auch als belebendes Princip der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen. Ein Epigon nur unseres Klassicismus verfälschte dagegen der Erfinder der Naturphilosophie* den Genius der Dichtung zur todten Formel des Weltalls.

Wie dem sei: eben dieser Gesichtspunkt, von dem aus mit ästhetischem Sinne die geistige und die physische Welt in einander geschaut werden, der Gesichtspunkt der Harmonie und Totalität ist sofort derjenige, von dem aus der in Rede stehende Aufsatz insbesondere die Erscheinung des Geschlechtsunterschiedes zu fassen versucht. Das Streben der Natur nämlich ist auf das Unendliche hingerrichtet. Sie

realisirt es aber innerhalb der Schranken der Endlichkeit und mit endlichen Mitteln. Dies nun ist nur auf die Weise möglich, daß die Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte durch den Drang eines Bedürfnisses aufgehoben wird. Eben dies macht den Begriff des Geschlechts aus. Derselbe bezeichnet „nichts Anderes als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfniß, dies Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.“ Im Acte der Zeugung tritt dies energisch in die Erscheinung. Zeugung, verschieden von bloßer Bildung, ist Erweckung neuen Daseins. Jedes zeugende Wesen fühlt seine eigenen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt; jede Zeugung ist überdies eine Verbindung zweier verschiedener, ungleichartiger Principien. So in der Körperwelt, so in der Geisterwelt. Schon gelegentlich in jener früheren politischen Schrift hatte Humboldt darauf hingedeutet, wie sich das geistige Schaffen „gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens“ auffassen lasse. Die Zeit ist jetzt gekommen, in der er seinen ganzen Ideenvorrath umzusetzen Anstalt macht. Die geistige Zeugungskraft, so führt er nun aus, ist das Genie. Denn „was das echte Gepräge des Genie's an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eigenem organischen Leben;“ es „ist wiederum begeistert für das Genie und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.“ Die geniale Erzeugung besteht in der Wechselwirkung von Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit: nur dadurch gelingt es dem Genie, „sich aus sich selbst herauszustellen.“ Und dieser Parallelismus des Geistigen und des Physischen bleibt nun sofort in Sicht. Der Aufsatz wendet sich von dem Moment der Zeugung selbst zur Beobachtung des Zustandes, der demselben vorausgeht. Er schildert denselben vorzugsweise in Rücksicht auf die geistige Production. In diesem Zustande „ist das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden.“ Aus der in sich selbst gesammelten Kraft bricht eine unruhvolle Sehnsucht aus, die zur Hervorbringung reizt. Sie ahndet etwas Anderes, mit dem sie sich zu vereinigen strebt. Es entsteht „ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe“ — es ist der Moment, wo aus der höchsten Spannung des Daseins ein neues Dasein hervorspringt. Aber woher nun und weshalb die Duplicität des Geschlechts?

warum geht nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andre hervor? Daher, weil die lebendige Kraft jedes organischen Wesens einen Körper fordert. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden, und auch die Erzeugung organischer Wesen erfordert mithin eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andere auf Rückwirkung gerichtete Stimmung. Hiermit wird übergegangen zur Charakteristik der geschlechtlichen Eigenthümlichkeiten. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit, so zwar daß dieser Unterschied nicht sowohl ein Unterschied im Vermögen als in der Richtung ist. Es macht sich aber derselbe bemerkbar auch in dem Zustande, welcher in beiden Geschlechtern der Hervorbringung unmittelbar vorausgeht, und Humboldt weiß die Differenz der männlichen und weiblichen Stimmung in dieser Situation zugleich zart, und zugleich sinnlich, mit lebendigster Wahrheit darzustellen. Und auf's Neue überträgt er diese Anschauungen auf die geistige Zeugung. „Ganz anders ist es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind.“ Deutlicher noch als im intellectuellen, markirt sich dieser Unterschied im praktischen Leben. Bald ist es die Achtung des Gesetzes, welche den moralischen Sinn zur kräftigen, männlichen That treibt. Bald reizt die Tugend mehr durch ihre Anmuth: das moralische Gefühl ist mehr empfangend als zeugend. Dieselbe Eigenthümlichkeit der empfangenden und zeugenden Kräfte offenbart sich aber endlich auch in anderen als in den Momenten ihrer höchsten Thätigkeit. Denn nicht blos die Erzeugung, sondern auch die Erhaltung, die beständige Wiedererzeugung ist das Werk jener zwiefachen Kräfte. Ein neuer Aufsatz zu ihrer volleren Charakteristik ist durch diese Bemerkung eröffnet. Ebendarnit aber lenkt die Betrachtung zu ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt zurück. Alles was die eine und die andere Kraft charakterisirt, dient nämlich, zusammenwirkend, zur Realisirung des letzten Endzwecks der Natur als eines Ganzen, Unendlichen. „Indem alles Männliche angestrenzte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbefchränkte Kraft der Natur.“ Aus dem einen Geschlecht schöpft die in ihrer Totalität unveränderliche Natur Kraftlosigkeit, indeß ihr das andre die Stätigkeit verbürgt. Aus der Wechselwirkung von

Form und Stoff, aus dem Gegensatz der auf Energie und der auf Dasein gerichteten Kräfte erzeugt sich das ewige Leben der Natur. Denn Dasein, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel der Natur. Die Neigung aber, welche die Geschlechter diesem Ziel dienen macht, indem sie das eine dem andern sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. Die Natur — so schließt Humboldt — „gehört derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.“

Dies war der Aufsatz, von welchem Kant an Schiller schrieb, daß er ihn „sich nicht enträthseln könne, ein so guter Kopf ihm auch der Verfasser zu sein scheine.“ Ihm selbst, fügte er hinzu, sei jene Natureinrichtung, alle Fortpflanzung an die Duplicität des Geschlechts zu knüpfen „jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen.“ Zum Theil nun kommt diese von Kant gefühlte und gerügte Schwierigkeit des Verständnisses ohne Zweifel auf Rechnung der Darstellung und des Stils. Darin erblickten wenigstens Schiller und Körner den Hauptfehler der Arbeit. Mit jenem treffenden kritischen Blick für Fehler und Flecken an den Producten Anderer, welcher Körner auszeichnete, hatte dieser gleich an den ersten Aufsätzen, die ihm Humboldt in Dresden mitgetheilt hatte, die schriftstellerischen Schwächen desselben erkannt. „Er fehlt,“ schrieb er damals an Schiller, „in der Anordnung, spannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnöthige Ausführlichkeit, fällt in's Schleppende, weiß nicht Licht und Schatten zu vertheilen.“ Er fügte später — vollkommen mit demselben Rechte — den Vorwurf einer zu großen Weichheit hinzu, wie der Fichte'sche Stil, umgekehrt, an zu großer Härte leide. Schiller, der im Ganzen fast noch schlimmer von dem Schriftstellertalent des Fremdes dachte, sah es sehr gern, daß Körner ihm diese seine Meinung offen geschrieben hatte. Ja, so sehr lag ihm Humboldt und lagen ihm die Horen am Herzen, daß er, als das Manuscript „Ueber den Geschlechtsunterschied“ endlich fertig geworden war, ausdrücklich eine recht scharfe Kritik desselben bei Körner bestellte. Sie traf wirklich ein, und man muß sie, dünkt uns, wie Schiller, in allen Punkten unterschreiben. Abermals trafen die Körner'schen Einwendungen den Vortrag. Für den bequemeren Leser sei die abstracte Haltung des Aufsatzes ermüdend: der schulgerechte Denker würde hier und da die

Bestimmtheit vermissen. Ruhe und Einfachheit seien allerdings die schönste Manier, aber doch nur dann, wenn man, was hier nicht der Fall sei, vollständige Belehrung über einen Gegenstand geben könne. Wäre dennoch die Absicht didaktisch, so wäre ein anderer Gang vielleicht zweckmäßiger gewesen. Dem Periodenbau endlich fehle es zwar nicht an Wohlklang, aber durch mehr Contrast in der Länge und Kürze der Perioden würde er gewonnen haben. Aber Körner erkannte zugleich richtig, daß diese Fehler des Vortrags größtentheils in der Schwierigkeit der Materie lagen. Zuviel Deutlichkeit vertrage der Gegenstand nicht. Es seien weder allgemeine Begriffe, noch Erfahrungen allein, wovon man ausgehe. Nur der feinste Duft der Erfahrungen sei hier zu brauchen, und diesem müssen die Begriffe der höchsten Abstraction in einer Art von Anschauung begegnen. Wir haben nur Eins diesem Urtheil hinzuzufügen. In diesem Zwielicht zwischen sinnlicher Anschauung und begrifflicher Abstraction bewegt sich das Humboldt'sche Philosophiren durchweg. Es bewegt sich unvermeidlich darin: es ist der Humboldt'schen Individualität schlechthin gemäß und natürlich. Jener Gegenstand, welcher „zu viel Deutlichkeit nicht verträgt,“ ist gerade der Gegenstand, welcher ihn am meisten interessirt und ihn völlig einnimmt. Wenn das Geheimniß der Uebereinstimmung von Geist und Natur blos geahndet werden kann, wenn ebendeshalb Kant am Rande dieser Tiefe schwindelte, so ist doch Humboldt's Wesen gerade darauf und nur darauf hingerichtet. Die Form seines Philosophirens entspricht genau ihrem Ziel und Gehalt. Auf die Totalität gerichtet, soll und darf diese Totalität auch keinen Augenblick verloren gehn. Was die höchste Idee seiner Philosophie ist, eben das ist auch das Ideal seines Philosophirens. Hatte er es nicht bereits in jenem Briefe an Forster ausgesprochen, wie er verlange, daß die Abstractionen der bisherigen Philosophie sich durch die lebendige Wirklichkeit verdichteten, daß der synthetisirende Sinn zur Correctur der logischen Analyse würde? Deutlicher noch und nachdrücklicher spricht er dieselbe Forderung jetzt aus. Der Charakter der Dinge und der wirkenden Kräfte kann nicht durch „rhapsodistische Aufzählung der einzelnen Merkmale“ erschöpft werden, sondern in seiner ganzen Einheit muß er von der „inneren Anschauung“ aufgefaßt werden. Das einheitliche Ganze kann wieder nur „mit vereinigten Kräften“ verstanden werden. „In harmoni-

schem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig sein. Hat der Verstand die Natur und Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muß die Phantasie das äußere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist dies doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaßen entsprechen.“ Aesthetisch, mit anderen Worten, ist die Anschauungsweise Humboldt's: ästhetisch ist die Methode, die ihm als Ideal vorschwebt. Körner, in der That, traf den Nagel auf den Kopf. „Für einen solchen Gegenstand,“ sagte er, „würde eine dichterische Einkleidung sehr vorthelhaft sein, oder wenigstens irgend eine Form, wodurch zugleich das Persönliche des Verfassers zur Anschauung gebracht würde.“ Dieser Wink ward von Schiller aufgegriffen. Als später „die Würde der Frauen“ und „die Geschlechter“ entstanden waren, da erkannte Humboldt, daß nun erst ausgesprochen sei, was er selbst auszusprechen vergeblich gestrebt habe: im Munde des Dichters erst habe es „Vollendung, Leben und eigne Organisation“ erhalten.

Zunächst inzwischen war er ernstlich bemüht, das glänzende Vorbild Schiller's und die kritischen Bemerkungen Körner's sich zu Nutzen zu machen. Mit einer nur zu sichtbaren Sorgfalt griff er von Neuem sein Lieblingsthema an. Wir möchten uns getrauen, in dem zweiten seiner Horenaußsätze „Ueber männliche und weibliche Form“ die Spuren der Pausen nachzuweisen, in denen er zu Papiere gebracht wurde. Noch weniger als der erste ist er in Einem Niedersitzen oder auch nur in Einem Fluß der Production geschrieben. Wieder muß man Körner Recht geben, daß das Ganze keinen befriedigenden Eindruck macht. Wieder fühlt man sich, und mehr noch als bei dem ersten, durch die Breite der Darstellung ermüdet, durch das poetisirende Colorit des Stils am scharfen Auffassen der Gedankenumrisse gehindert. Man hat von diesem beständigen Hin- und Her-, diesem bald Vor-, bald wieder Zurückgreifen, diesem Wiederholen und im Kreise Gehen, diesem Limitiren und Vorbeugen keinen anderen Eindruck, als daß hier überall zu sagen versucht wird, was sich nur anschauen und empfinden läßt. Es ist so, wie Schiller auf Anlaß einer späteren Humboldt'schen Arbeit sagte: für die Werke der Einbildungskraft, für das Aesthetische überhaupt giebt es kein anderes Gefäß, um sie aufzufassen, als die Einbildungskraft selbst; die Abstraction und die Sprache ist die An-

schauung und Empfindung auszumessen außer Stande. Bei alle dem ist der Humboldt'schen Darstellung etwas wenigstens von jener glücklichen Schiller'schen Manier angefliegen, von jener Methode, durch das Sehen und wieder Zusammenfassen concreter Gegensätze allmählig den Totalgehalt eines Gegenstandes zur Anschauung zu bringen. Einen anderen Kunstgriff hat er ihm mit noch größerem Erfolge abgesehen. Man erinnert sich, wie Schiller in dem Aufsatz „über Anmuth und Würde“ die griechische Dichtung von dem Gürtel der Aphrodite gleichsam zum Text macht, an den seine Ideen wie commentirend sich anlehnen. Was Schiller instinctiv und aus unfreiwilliger poetischer Intuition, eben das thut Humboldt mit bewusster Reflexion. Der Charakter der männlichen und der weiblichen Form soll geschildert werden. In aller begrifflichen Reinheit und doch in seiner ganzen sinnlich individuellen Bestimmtheit soll er erfaßt werden. Die alte Forderung und die alte Schwierigkeit kehrt wieder. „Der Verstand kann nur dürftige Abstractionen liefern,“ und doch ist es gerade „um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.“ Was thun in dieser Verlegenheit? Nur die „productive Einbildungskraft“ ist im Stande die Aufgabe zu lösen. Und sie hat sie gelöst. Mit diesem wunderbaren Vermögen nämlich vorzugsweise von Natur ausgestattet, „bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten;“ dem griechischen Künstler gelang es, „das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen.“ So schließt sich die Charakteristik der männlichen und weiblichen Form sinnreich und glücklich an die Schilderung der Gestalten der griechischen Götter und Göttinnen an, und erst wo dieser Boden verlassen wird, fließt die Darstellung wieder breit auseinander, geräth sie wieder unsicher in's Schwanken zwischen Begriffs- und Empfindungsausdruck.

Noch merkwürdiger indeß als in der Form, steht dieser zweite Aufsatz nach seinem Inhalt unter der Herrschaft des Schiller'schen Ideenkreises. Alle Elemente, aus und in denen Humboldt lebte, fassen sich in der Auffassung zusammen. Ganz sein eigen ist der Grundstoff desselben: die Empfindung des Geschlechtsunterschiedes. Diesem Stoff werden seine Studien in der Anatomie dienstbar gemacht. Er wird in Verbindung gebracht mit der schönen Kunst und der mythologischen Welt des griechischen Alterthums.

Aber beherrscht wird endlich dies Alles durch die mit Schiller so oft durchsprochenen Anschauungen; es sind die von Schiller in „Anmuth und Würde“ und in den „ästhetischen Briefen“ entwickelten Ideen, welche überall durchklingen, in welche Humboldt, wie in eine bereit liegende Form seine eigenen Ideen nur hineinlegt. Aus dem reinen Wesen der Menschheit hatte Schiller den Begriff des Idealschönen entwickelt. Er hatte es aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Triebe, des Sachtriebes, der den Menschen an die Sinnlichkeit bindet, und des Formtriebs, der ihn in Freiheit setzt und über die Schranken der Endlichkeit erhebt, als den Gipfel des menschlichen Seins, abgeleitet. In einem dritten Triebe, dem Spieltriebe, wie er ihn nannte, sollten jene beiden verbunden wirken. Der Gegenstand eben dieses dritten Triebes war ihm die Schönheit, deren Wesen daher im vollendeten Gleichgewicht von Realität und Form, von Nothwendigkeit und Freiheit bestehe. Diese abstract gehaltene Entwicklung des Schönheitsbegriffes wird nun von Humboldt durch die Einführung des concreteren Bildes der Menschennatur gekreuzt und verdichtet. Den Schiller'schen Begriff der Schönheit, auf den er sich ausdrücklich beruft, wendet er an, um zu bestimmen, was menschliche Schönheit sei. Die transcendentalen Untersuchungen Schillers macht er fruchtbar für eine anthropologische Untersuchung; auf die ästhetische Theorie desselben macht er die naturhistorische Probe. Wenn Schiller von dem Gegensatz von Vernunft und Sinnlichkeit ausgegangen war, so geht Humboldt von der polaren Duplicität des Männlichen und des Weiblichen aus. Wenn Schiller jenen Gegensatz im Begriff der „hohen Schönheit“ ausgelöscht hatte, so sieht Humboldt den Geschlechtsgegensatz in dem „Ideal reiner geschlechtloser Menschheit“ verschwinden. Hier deckt sich die transcendente und die anthropologische Betrachtungsweise. Denn wenn Schiller in dem Idealschönen „die Consummation der Menschheit“ erblickt, so verhält sich nach Humboldt die geschlechtlich indifferenzirte Menschheit zur Schönheit wie Wirklichkeit und Erscheinung, wie Urbild und Abbild. Aber das Idealschöne weiter — so lehren die ästhetischen Briefe — spaltet sich im Gebiet der Erfahrung: es giebt eine schmelzende und eine energische Schönheit. Nicht zusammenfallend zwar, aber correspondirend mit dieser Eintheilung specificirt sich nach Humboldt die Schönheit nach der Duplicität des Geschlechts als männliche und weibliche

Schönheit. „Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stätigkeit des Stoffs unterstützen.“ Dort mehr Freiheit und Kraft, hier mehr sinnenschmeichelnde Anmuth. Dort ein Analogon dessen, was Schiller unter energischer Schönheit verstand, hier ein Analogon dessen, was er die schmelzende Schönheit nannte. Und in immer neuen Ansätzen nun sucht Humboldt den Charakter der schönen männlichen und der schönen weiblichen Gestalt zu schildern. Die Idee von dem tiefbegründeten Parallelismus, vielmehr von der Wesensidentität der physischen und der moralischen Natur leitet sofort diese Charakteristik wieder ganz in die Spuren der Schiller'schen Philosophie zurück. In jenem Gleichgewicht von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Nothwendigkeit entdeckte Schiller nicht blos das Gesetz der Schönheit, sondern zugleich das Ideal schöner Sittlichkeit. Eben dies Ideal, wofür Schiller im Gegensatz zu der Härte des Kant'schen Moralismus mit so warmer Begeisterung kämpfte, coincidirt nach Humboldt mit dem Ideal geschlechtsloser Menschheit. Wie eine männliche und weibliche Schönheit, so giebt es, als deren innerlichen Typus, eine männliche und eine weibliche Tugend. Aus dem Gleichgewicht Beider entspringt ein höchstes sittliches Verhalten, — eben dasjenige, wofür im Wesentlichen Humboldt auch früher schon eingestanden und das er nun fast mit den Worten des philosophischen Dichters charakterisirt. Es besteht darin, daß der Wille herrscht, „aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur.“ Die geschlechtslose Menschheit ist identisch, wie mit der schönen, so mit der moralisch veredelten Menschheit, und in dieser erscheint, „das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens.“

So ganz hatte sich Humboldt an Schiller hinangelebt, so innig hatten sich seine Ideen mit den Schiller'schen verzweigt! Was ihm jedoch Schiller war, sollte er ganz erst erfahren, als ihr Zusammenleben unterbrochen ward. In den ersten Tagen des Juli 1795, nach einem sechszehnmönatlichen Aufenthalt verließ die Humboldt'sche Familie Jena. Kindespflicht und Familienrückfichten bestimmten Humboldt, sich eine Zeitlang in die Nähe seiner Mutter zu begeben,

deren Lebenstage gezählt schienen. Es war Anfangs nur auf einen Besuch von drei Monaten in Tegel abgesehen, allein immer weiter mußte der Termin der Rückreise hinausgeschoben werden. Der Herbst, der Winter und wieder der Sommer verging: erst nach fünf Vierteljahren sahen die Freunde sich wieder. Eine unerfreuliche Zeit, diese Zeit der Trennung. Unter dem Druck und der Sorge am Krankenbett der Mutter, in der Einsamkeit von Tegel und fast mehr noch in der Zerstreung der Hauptstadt sehnte Humboldt sich doppelt nach Jena zurück. Wiederholt kam er gleich Anfangs nach Berlin. Ein nur auf Wochen berechneter Aufenthalt daselbst, seit dem December, wurde sodann zu einem dauernden. Aber weniger noch als bei seiner Zurückkunft von der Universität konnte ihm jetzt die Berliner Atmosphäre zusagen. Wie weit war er von den Engel und Biester, von den Böllner und Gedicke abgekommen! Wie eng erschien ihm der Kreis, in welchem die Phantasie des Verfassers von „Lorenz Stark“ sich bewegte, wie platt und gemein die Weisheit der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wie dürr und unfruchtbar der ganze Berliner Geistesboden! Hoch hatte er sich im Umgang mit den Alten, in der Theilnahme an Schiller's Denken und Dichten, über jenes aufklärerische Wesen erhoben, das auf seine Jugendbildung so stark eingewirkt hatte. Es war eine ganz andere Bildungsgeschicht, in die er eingetreten war, und eine ganz andere die, in welcher seine Berliner Freunde und Lehrer stehen geblieben waren. Man war in Weimar und Jena in die Welt der ästhetischen Anschauungen hinübergewandert: man war in Berlin noch immer in der Welt des aufklärerischen Verstandesthums befangen. Die Philosophie der Horen war nicht nach dem Geschmack und sie ging über den Horizont der Berliner. Selbst die Besten hatten sich so in ihren Lessing und Mendelssohn, und wenn es hoch kam, in ihren Kant hineingelesen, daß ihnen die Briefe über ästhetische Erziehung und die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische wie in einer fremden Sprache geschrieben schienen. Was half es Humboldt, wenn er einem so scharfsinnigen Manne, wie sein alter Freund Herz, auseinandersetzte, daß es leichter sei, witzig als ästhetisch, spitzfindig als tief zu schreiben? daß es ein Mangel des bisherigen Philosophirens gewesen, die Gegenstände mit schonungsloser Logik zu behandeln, ein Vorzug des neuen, in die ganze individuelle Bestimmtheit

der Dinge hineinzugehn? Zum Verständniß ihrer Auseinandersetzungen fehlte es den Meisten am Organ; sie waren zum Lernen zu alt. Nur unter der Jugend und unter den Frauen, nur da, wo schon früher die Empfindsamkeit ihren Hauptanhalt gefunden, begann der neue Aestheticismus seine Wirkung zu üben. Nur hier ebendeshalb fand Humboldt Berührungspunkte. Rahel Levin, halb der alten, halb der neuen Bildung zugewandt, voll Empfindung noch in ihren verstandeschärfsten Urtheilen, witzig noch in ihrem Empfinden, begann zum Mittelpunkte des jüngeren geistreichen Berlin zu werden. Sie hatte Humboldt's Woldemar-Recension goutirt, während sie an der Schiller'schen über Matthiſſon Lessing's Bestimmtheit und Sicherheit vermißt hatte. Ihre reizbare Unruhe, der Mangel an Harmonie in ihrem Wesen, der ihre Empfindungen wie ihre Urtheile zu lauter Fragmenten und unfertigen Pointen auseinanderriß, ihre überweibliche und dann wieder fast männliche Natur war für Humboldt nicht wohlthwend. Ihr Witz und ihre Gescheidtheit, durchbrochen von zartfünnigem Tact und tiefem Gefühl, berührte dennoch sein eignes Wesen nach seinen beiden Polen. Auch Humboldt's Frau war mit Rahel innig befreundet. Immer ließ sich mit ihr ein geistreiches Gespräch führen, immer über das Tiefste und Beste wenigstens reden. Er hatte von ihr wohl als von der Einzigen gesprochen, mit der er auch früher in Berlin gern und nahe umgegangen sei: sie stand ihm jetzt, unter den Frauen wenigstens, obenan. Von den früheren Bekanntschaften aus der männlichen Berliner Welt aber war ihm Geng vor Allem lieb. Größere Charaktergegensätze zwar als Geng und Schiller ließen sich nicht denken. Wer etwa des Letzteren Genie nicht hätte erkennen oder anerkennen wollen, der hätte immer doch den Adel seines Charakters anerkennen müssen. Geng hatte sicher nichts vom Genie: er hatte sicherer nichts, was den Namen eines Charakters verdient hätte. Mit der entschiedensten Impotenz zur selbständigen Ideenerzeugung verband sich in ihm ein ungezügelter Leichtsin, eine bodenlose Grundlosigkeit. Daß der Vertraute Schiller's zugleich der Vertraute des läderlichsten und geistig unselbständigsten aller Menschen sein konnte, ist auf den ersten Anschein eine Paradoxie. Eine Paradoxie indeß, die sich bei näherer Betrachtung löst. Zweierlei hatte Humboldt mit Geng gemein. Die susceptibelste Sinnlichkeit und den

schärfsten und behendesten Verstand. Gutz war ein Genüßmensch und ein Verstandesmensch, und war nichts weiter. Humboldt war Beides gleichfalls, er war nur außerdem etwas mehr. Der Kern seines Wesens bestand aus einem Stoffe, demjenigen verwandt, aus welchem Schiller gebildet war: die Schale war aus Gutz'schem Stoffe. Er liebte daher in Gutz den leichten Gefellen, mit dem sich leben, und den klugen Kopf, mit dem sich bis in's Unendliche schwagen ließ. Er liebte ihn um so mehr, weil das, was er mit ihm gemein hatte, an jenem in grellen Farben schillerte, während es an ihm selbst grau und matt aussah. Gutz, der Genießling, war damals, in den Tagen der Jugend, ausschweifend und leidenschaftlich; Gutz, der Raisonneur, war voll Feuer und Lebhaftigkeit. Dieser Hestigkeit gegenüber konnte Humboldt sich so leicht in der tiefen Stille seines Wesens behaupten; er konnte dem Freunde durch die leidenschaftslose Ruhe des Genusses und durch die Feinheit und Zähigkeit des Raisonnements imponiren; er konnte ihn durch das, was Gutz das Dämonische und Sophistische in ihm nannte, jeden Augenblick zügeln und fern halten, indeß er sich gern durch dessen rückhaltloses Herausgehn angeregt und in Bewegung gesetzt sah. Oft hatte er schon früher mit ihm nächtlich die Straßen Berlin's durchschlendert und sich gelegentlich seines Besuchs in Burgörner gefreut. Jetzt wieder ließ er sich von ihm in Tegel besuchen, verkehrte er in Berlin mit ihm auf dem alten vertrauten Fuße, trat er zu ihm in ein fortgesetztes literarisches Commercium. Der Uebersetzer von Burke war den Freunden in Jena als keine üble Acquisition für die Horen erschienen. Dem leicht erregten Manne wiederum hatten die ersten Heste dieses Journals einen mächtigen Eindruck gemacht. Und in der That, eben die Eigenschaften, durch die er mit Humboldt zusammenpaßte, befähigten ihn, sich bis auf einen gewissen Grad des Geistes und der Form der neuen Aesthetik zu bemächtigen. Er fand in sich ein Analogon jenes reinen Sinnes für das Schöne und ein Surrogat jenes ernstern sittlichen Pathos, wovon die Philosophie und die Diction Schiller's voll waren. Er besaß Geschmack und Verstand, Sinn für schöne Formen und ein wunderbar leichtes Nachahmungstalent. „Unter Allen, die ich sprach,“ schrieb Humboldt an Schiller, „ist Gutz der Einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverstandenen Enthusiasmus bewirkt

haben, sowie er, überhaupt genommen, hier gewiß der denkendste Kopf ist.“ Bald genug bestätigte Geng diese Aeußerungen. Von Humboldt in jenem Enthusiasmus befestigt, fing er an eine Monatschrift herauszugeben, die ein Seitenstück der Horen sein sollte. In seiner Geschichte der Maria Stuart versuchte er, mit dem Verfasser der Belagerung von Antwerpen zu wetteifern. In dem einen seiner Aufsätze verkündete er öffentlich Schiller's Lob, in dem anderen gab er eine Verfassungstheorie nach dem Modell von Schiller's Schönheitstheorie, in allen suchte er durch Eleganz und Rhetorik seinem Stil den Anstrich des Schiller'schen Stils zu geben. Geng, Schiller'sche Denk- und Schreibweise schien durch ihn, so gut oder schlecht sie da wachsen wollte, auf den sterilen Berliner Boden verpflanzt. Wenn Humboldt an irgend wem ein näheres Interesse nehmen konnte, so war es an Geng, wenn er mit irgend wem über die Dinge sich verständigen konnte, die ihm am Herzen lagen, so war es mit Geng, wenn irgend wer ihm ein Ersatz für seinen Schiller sein konnte, so mußte es wohl Geng sein.¹⁾

Es war ein kümmerlicher und trauriger Ersatz. Humboldt, trotz Geng und trotz Rahel, fühlte sich unglaublich verlassen. In jeder Weise vermißte er die Anregung und Erfrischung, die Bereicherung und den Genuß, die er aus Schiller's Gespräch geschöpft hatte. Seine Briefe an diesen drücken immer von Neuem die tiefste Sehnsucht nach dem Freunde aus; sie wiederholen das Geständniß, daß er ohne Schiller geistig zu verarmen befürchte. „Ich fühle es“ — schreibt er das eine Mal — „daß vielleicht noch mehr als billig ist, meine geistige Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf.“ Es war so, wie er schrieb. Während er in Jena, an Schiller's Seite, von verhältnißmäßig großer Productivität gewesen war, so kam in dieser Periode wenig oder Nichts zu Stande. Wieder wie in der Periode von Auloben und Burgörner hatte er Pläne über Pläne. Er hatte Schiller versprochen, die Luise von Boß zum Gegenstand einer ästhetischen Beurtheilung zu machen. Er ging auf den Einfall Schiller's ein, einen gelegentlichen Commentar zu einem von dessen Gedichten zu schreiben. Er übernahm Schiller's Auftrag einer ausführlichen Besprechung des Reinecke Fuchs. Um-

1) Vergl. meine Biographie von Geng in der Ersch und Gruber'schen Encycl.

ständig und gründlich rüstete er zu diesen Arbeiten. Er rüstete ebenso zu einem und dem anderen literarischen Werk, das er sich selbst gesetzt hatte. Es blieb bei den Zurüstungen: muthlos wandte er sich von den Projecten oder von den schon begommenen Ausführungen wieder ab. Niemals erscheint der Unterschied zwischen ihm und Schiller in hellerem Lichte. Auch dieser war während des Sommers von 1795, da auch Göthe auf längere Zeit abwesend war, einsamer als gewöhnlich; auch er vermißte den Freund, dessen tägliches Gespräch so lange seine beste und beinahe einzige Erholung gewesen war. Die Folge jedoch war, daß er sich mit doppelter Anspannung auf die Hervorbringung warf. Er besaß eben, um seine eigenen Ausdrücke zu brauchen, die Kunst und das Streben, aus wenigem viel zu machen, und die Familie von Begriffen, die er beherrschte, zu einer Welt zu erweitern. Indessen Humboldt seine eigne Dürftigkeit und Langsamkeit beklagte, mußte er gerade jetzt die unerschöpfliche Fruchtbarkeit und die unbegreifliche Thätigkeit des Fremdes mehr als jemals anstaunen. Ohne vorher einen irgend bestimmten Plan entworfen zu haben, schrieb Schiller Ende des Jahres 1795 die Aufsätze über das Naive und Sentimentale. Es fehlte ihm zum Planentwerfen „ganz und gar an Muße.“ Gerade vor Muße, umgekehrt, kam Humboldt nicht zum Arbeiten und vor Planen nicht zum Ausführen.

In solcher Lage nun und solcher Stimmung nahm er, wie er sich selbst ausdrückt, zu Erinnerungen seine Zuflucht und brachte den besten Theil seiner Zeit in Gedanken bei dem abwesenden Freunde zu. Eine von beiden Seiten mit Eifer geführte Correspondenz ward zum Ersatz und zur Fortsetzung ihrer Gespräche. Schiller nannte in seiner Einsamkeit die Briefe aus Tegel seinen beinahe einzigen Berührungspunkt mit der Außenwelt: die aus Jena, meinte Humboldt, knüpfen ihn fast allein noch an eine intellectuelle Thätigkeit an. Nicht Alles zwar ließ sich schreiben und lesen wie sagen und hören; dennoch war es Beiden geläufig, schriftlich über alles Höchste, was sie beschäftigte, wie von Mund zu Mund zu verhandeln. Wie gewichtige Dinge auch in diesem Briefwechsel durchsprochen wurden, in wie edler und ernster Haltung auch die Persönlichkeit beider Männer einander gegenüberbleibt, so geht doch durch alle uns erhaltenen Documente dieses Briefverkehrs der Reiz des unmittelbaren Sichausprechens wie in Rede und Gegenrede hindurch. Sind die Gegen-

stände in diesen Briefen Humboldt's an Schiller noch von höherem Gehalt als in denen an Wolf, so ist auf der andern Seite auch der Ton derselben der einer zugleich vertrauteren und zugleich vertraulicheren Freundschaft. Humboldt, je erquickender ihm dieser Austausch mit dem Freunde war, ließ es sich ganz eigens angelegen sein, „die Briefe wie das Gespräch zu behandeln.“ Schiller andererseits gab in den Arbeiten, die ihm jetzt gelangen, dem Andern nun erst recht nicht bloß den höchsten geistigen Genuß, sondern zugleich den ganzen Eindruck seiner lebendigen Persönlichkeit. Jenem daher war es „schlechterdings die liebste Beschäftigung,“ die Arbeiten Schiller's zu lesen und mit diesem darüber zu reden. Er hatte, in der unproductiven Stimmung, in der er sich befand, seine Partie genommen. Nach dem Worte Schiller's, daß seine Stärke im Urtheilen und Genießen liege, ging er ganz im genießenden Nachbilden, im Commentiren und Kritisiren auf. Die Rollen vertheilten sich jetzt, wie es für die Individualität beider Männer am gemähesten und bezeichnendsten war. Genau um die Zeit, wo Humboldt nach Berlin hinwegging, wandte sich Schiller von der Philosophie zur Poesie und zu Arbeiten, welche zwischen Beidem vermittelten. Wie für ihn, nach seiner eigenen nunmehrigen Auffassung, die Kritik und die Metaphysik nur die Brücke zu neuer Production gewesen, so schien sich Humboldt während der Jenenser Periode in eignen Productionen nur versucht zu haben, um jetzt desto fähiger zum Empfangen, desto gerüsteter zum Beurtheilen des Fremden zu sein. „Da Sie zu blöde und schamhaft sind,“ schrieb der Dichter an den Kritiker, „selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen: dafür sollen Sie auch die Vaterfreunden mit mir theilen.“ In vollem Maaße theilte Humboldt diese Freuden, und redlich unterzog er sich jener Erziehungsorge.

Es war die Obliegenheit, seinen Musenalmanach auszustatten, welche Schiller'n um jene Zeit auf einmal wieder dahin brachte, die Muse aufzusuchen, die er so lange gegen eine kältere Göttin vernachlässigt hatte. In wenigen Wochen überraschte er seine Freunde mit einer wahren Fluth von Gedichten. Die „Macht des Gesanges,“ „der Tanz,“ „das Reich der Schatten,“ „Natur und Schule,“ „die Ideale,“ „die Würde der Frauen,“ eine Reihe kleinerer Stücke und endlich das größte und schönste von allen, die un-

vergleichliche „Elegie“ — alles das ward beinahe in Einem Athem gedichtet und frisch, wie es aus der Werkstatt des Dichters gekommen, gleichzeitig an Körner nach Dresden mitgetheilt und an Humboldt geschickt, der in Berlin den Druck des Almanachs überwachte. Selten ist einem Dichter das Glück zu Theil geworden, solche Freunde und in solchen Freunden solche Richter und Rathgeber zu besitzen. Beide waren durch die Bande der innigsten und anhänglichsten Liebe an Schiller gekettet. Beide verbanden mit der Liebe zu Schiller den edelsten Wahrheits Sinn und die höchste Unparteilichkeit. Beide waren mehr zur Kritik als zur Hervorbringung befähigt. Beide waren durch eine eminente Urtheilskraft und durch einen gebildeten Sinn für das Schöne mit den beiden Erfordernissen ausgerüstet, welche die Kompetenz des ästhetischen Kritikers bedingen. Wichtiger für Schiller war es, daß Beide sich in der Auffassung seiner Productionen und in der Art und Weise, sie zu beurtheilen, gegenseitig ergänzten. Es ist merkwürdig, wie überein sie in Vielem dachten, und wie verschieden sie doch in ihrer Beurtheilung zu Werke gingen, wie zusammenstimmend im Ganzen, und wie abweichend doch im Einzelnen ihre Aussprüche ausfielen. Körner liebte in Schiller mehr den Menschen und in dem Menschen erst den Dichter. Humboldt liebte mehr den Schiller'schen Genius und in dem Dichter erst den Menschen. Ebendeshalb stand jener den Arbeiten Schiller's unbefangener gegenüber als dieser. Und nicht deshalb allein. Humboldt war nicht eigentlich eine enthusiastische Natur. Er hatte einen scharfen Blick für die Schwächen der Dinge und der Menschen. Allein dieser Blick ward getrübt, so oft er in Dingen oder Menschen eine Seite entdeckte, die stark in ihm selbst wiederklang. Dies war der Fall mit Jacobi's Roman gewesen. Dasselbe war mit Schiller und den Schiller'schen Producten im höchsten Grade der Fall. Die bedeutendsten der für den Musenalmanach geschaffenen Gedichte behandelten Themata, welche er so oft mit dem Dichter durchgesprochen hatte, welche in gewisser Weise Gemeingut Beider waren. Einige, wie „die Würde der Frauen“ und „die Geschlechter“ gehörten ihm noch näher an; sie waren Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. In einem noch anderen als dem gewöhnlichen Verstande schienen ihm andere wie aus der Seele gedichtet zu sein. „Die Macht des Gesanges,“ schrieb er, „berührt gerade die Seite,

auf die es mir immer eigen ist, vorzüglich gerichtet zu sein: sie berührt die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedankens und der Empfindung.“ Er hob ein andermal den reichen Stoff hervor, den „der Spaziergang“ behandle; und dieser Stoff, fügte er hinzu, „ist überdies gerade der, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt;“ das Gedicht „stellt die veränderliche Strebbarkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, Beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag.“ So war es mit den Schiller'schen Gedichten, und nicht anders war es mit den Schiller'schen Aufsätzen. Die Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung waren erschienen. Der Haupteindruck, den sie auf Humboldt gemacht hatten, war der — so schreibt er — „daß sie mir zu fast allen Zweifeln, in welchen ich sonst manchmal im kritischen Urtheil über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu meinen Haupturtheilen selbst den bestimmten deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben.“ Bei solcher Befangenheit in dem Gedanken- und Empfindungsgehalte der Schiller'schen Production, bei solcher Idiosynkrasie für die Ideen und Stimmungen, aus denen jene Werke entsprungen waren, war ein freies kritisches Urtheil nicht wohl möglich. Selbst Körner war nicht im Stande, ein Gedicht seines Freundes so tief, so genau, so Schillerisch nachzuempfinden, wie Humboldt. Das macht: er hatte seine eigenen Gedanken und Gefühle frei daneben; er ward gewonnen, aber nicht bestochen, ergriffen, aber nicht hingerissen. Er konnte loben, aber er konnte daneben tadeln. Nicht ebenso Humboldt. Sein Urtheil ist in der Regel bei Weitem tiefer geschöpft, bei Weitem gründlicher motivirt; allein es ist ein Urtheil der bestochenen Empfindung. Von der Begeisterung, welche des Dichters Worte in ihm wecken, pflegt er auszugehn. Er liest sie wieder und wieder. Er wird zum Uebersetzer und Interpreten derselben. Er versucht es, den Zusammenhang der Gedanken und die Uebergänge zu zergliedern und zu prüfen. Nun glaubt er es nachzuempfinden, wie es in dem Dichter selbst müsse aufgestiegen sein. Er endet, wie er begonnen: seine Begeisterung ist gewachsen, er giebt eine eingehende Umschreibung und wiederholt ein enthusiastisches Lob. Es hilft nichts, daß er selbst weiß, wie er sich „überall in

der Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse," daß er deshalb sich selbst „mit Fleiß zu einer größeren Strenge zu stimmen“ versucht. Nur für diejenigen Punkte bleibt sein kritischer Blick ungetrübt, die von der Empfindung für das Ganze nicht unmittelbar berührt werden. Es sind die höchsten und feinsten Spitzen, und es sind die kleinsten und äußerlichsten Seiten, welche seine Kritik erreicht. Was er zu bedenken giebt, sind Dinge, für welche es jedem anderen Auge an Schärfe gebrechen würde, und was er rügt, sind Flecken, die jedem anderen Auge einleuchten würden, sobald es nur darauf haften wollte: es sind die zartesten Richter des Gedankens und der Empfindung, und wiederum so elementare Punkte wie störende Reime oder prosodische Mißgriffe. Noch Anderes tritt hinzu, was die Humboldt'sche Kritik von der Körner'schen unterscheidet. Jene ist so milde auch deshalb, weil sie von jener Schätzung und Achtung der Individualität begleitet ist, die überall als ein Grundzug von Humboldt's Anschauungsweise auftaucht. Mit Recht giebt Schiller dem Freunde das Zeugniß, daß er sich dieser Idee vollkommen bemächtigt habe und sie eben darum in jeder Anwendung fest halte. Er hielt sie fest auch in der Beurtheilung der Schiller'schen Geistesproducte. Auch wenn diese ihm minder homogen gewesen wären, würde er so positive Ausstellungen und Rathschläge wie Körner zu machen nicht über sich gebracht haben. Körner hatte seinem Freunde nur einen leisen Wink gegeben, einen sehr treffenden, scheint uns, einen Wink, dessen Richtigkeit Schiller selbst, so oft er sich mit Göthe verglich, erkennen mußte. Er hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß eine größere Harmonie in seinen Poesien entstehen würde, wenn er dem Walten seiner Einbildungskraft mehr nachgäbe und sich weniger von dem Triebe nach dem Allgemeinen und Abstracten fortreißen ließe; und Schiller war der Mann, mit dem ganzen Ernst seines Wollens und Strebens sich nach jedem Ziele hinzustrecken, das er als richtig erkannte. Der Umgang und der geistige Idiomenaustausch mit Göthe führte ihn auch je länger je mehr wirklich dieses Weges. Humboldt war nicht dieser Ansicht. Die delicate Schonung fremder Individualität verbot ihm, solche Forderungen zu stellen. Er konnte das von Körner Angedeutete nicht als einen Mangel ansehen. Er konnte eine Aenderung in dieser Beziehung nicht hoffen oder wünschen. „Es streitet," schrieb er, „gegen meine Theorie der Bildung überhaupt;

Jeder muß seine Eigenthümlichkeit suchen und diese reinigen, das Zufällige absondern.“ Diese schonende Milde und Zartheit endlich ward noch vermehrt durch die praktische Schüchternheit, die ihn aus der Production auch in die Kritik hinüberbegleitete. Es fehlte ihm die dreiste Parrhesie, die selbstvertrauende Sicherheit des Kritikers. Es fehlte ihm ebenso das praktische Interesse und der hilfsfönnige Trieb des Rathgebers. Der gerade und nüchterne Körner daher nennt mit geschäftsmäßiger Sicherheit die Punkte, an denen er Anstoß genommen: Humboldt wagt nur, sie anzudeuten und mißtraut seinen eigenen Andeutungen. Jener entscheidet, dieser erwägt. Jener giebt Urtheile, dieser Bedenken. Jener ist meist kategorisch, dieser fast immer problematisch. Die Körner'schen Urtheile sind in der Regel von lakonischer Kürze, die Humboldt'schen von umständlicher Breite; jene oft kaum motivirt, diese in lauter Motiven versteckt und verbaut; jene ohne Weiteres zu verstehn und in der Mehrzahl auch ohne Weiteres zu brauchen, diese oft schwer verständlich und noch schwerer unmittelbar zu verwerthen. Ein Muster von jener tief eingehenden, congenialen Kritik, welche aus dem Mittelpunkt der Sache heraus zugleich scharf und milde, bei allem Enthusiasmus zugleich mit Kälte und Bestimmtheit urtheilt, gab Schiller in seiner Besprechung des Göthe'schen Meister. Was hier beisammen ist, erscheint in der kritischen Weise Humboldt's und Körner's beinahe zu gleichen Hälften vertheilt. Nehmen wir, wie billig, zu den kritischen Stimmen, die auf Schiller's Dichten einen Einfluß hatten, die Stimme dessen hinzu, der freilich mehr noch durch sein Beispiel und seine Persönlichkeit auf ihn einwirkte, so scheint der verschiedene Ton dieser Stimmen eine vollständige und harmonische Stufenfolge zu bilden. Alles, was befähigt und berechtigt war, ihn zu beurtheilen, lagerte sich wie in concentrischen Kreisen um ihn. Seinem individuellen Genius stand Humboldt weitaus am nächsten: er repräsentirte ihm in der Form des Urtheils seinen eigenen Geist, aus dem heraus er schuf. In Göthe war ihm der Genius der Poesie selbst nahe. Durch Körner's Urtheil endlich war die Nation und das Publicum vertreten.

Die Art und Weise aber gerade, wie Humboldt die Schiller'schen Compositionen beurtheilte, das ganze tief angelegte Verhältniß, in dem er zu Schiller stand, brachte es mit sich, daß er beständig auf dessen Individualität zurückgriff. Er empfand und studirte, er be-

urtheilte und analysirte nicht blos die Werke, sondern in und mit den Werken den Meister. So kam es, daß sein Urtheil über jene durch seine Ansicht über diesen bestimmt blieb, und die Umstände brachten es mit sich, daß er über Beides in einer Weise urtheilte, die nicht ganz frei von den Zufälligkeiten der Epoche war, in die sein Verhältniß zu Schiller fiel. So eigenbestimmt wie er war, und so beflissen, in diesem Eignen zu verharren und es zu pflegen, würde seine Auffassung Schiller's unter allen Umständen eine individuelle Färbung behalten haben. Allein es traf sich, daß der Dichter gerade jetzt in seinem Entwicklungsgange auf einer Stufe stand, die der Humboldt'schen Eigenthümlichkeit vorzugsweise nahe lag. Was Humboldt eben jetzt an Schiller erlebte, war der Umschwung, den derselbe von philosophischer zu poetischer Thätigkeit machte; die Werke, die er beinahe unter seinen Augen entstehen sah, waren philosophisch-dichterische und dichterisch-philosophische. Spielend gleichsam, und lächelnd über sein eignes Beginnen, zog auf einmal Schiller einen Strich unter seinen ästhetischen Briefen. Vom trocknen Lande der Metaphysik begab er sich auf einmal auf das Element der Poesie. Aber er wagte sich — um seinen eignen schönen Ausdruck zu brauchen — nicht auf das weite Meer, sondern fuhr am Ufer der Philosophie umher. Er übersetzte sein ästhetisches System in ein Gedicht; er machte Gedichte aus jenen Ideen, die im Gespräch mit Humboldt herüber und hinüber aufgetaucht waren. Das war es ja, was der Letztere mit Staunen schon früher an dem Freunde beobachtet hatte. „Das wunderbare Phänomen,“ — so schrieb er, nur erst in Erwartung der neuen Gedichte, welche Schiller ihm angekündigt hatte, — „das Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in so eminentem Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's.“ Und sofort bemüht er sich, dieses Phänomen zu analysiren und psychologisch dem Geheimniß des Schiller'schen Geistes auf die Spur zu kommen. Der Dichter und der Philosoph sei in Schiller nicht zweierlei, sondern schlechterdings Eins. In seiner Poesie sowohl wie in seiner Philosophie sei daher mehr und eine höhere Wahrheit, als wofür man gewöhnlich Sinn habe, — in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen. Der

große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit und der Wahrheit der Idee sei offenbar für Schiller gleichsam aufgehoben. Wegen der Fülle seiner geistigen Kraft werde er vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben. Daher die rastlose geistige Thätigkeit in Schiller. Daher die große Selbständigkeit seiner geistigen Kraft. Denn nur im Allgemeinen werde diese durch die äußere Beobachtung auf die Wirklichkeit gestimmt; sie nehme nichts eigentlich aus ihr an, sondern wirke in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fort. Beruhen aber müsse diese ganze Geistes-eigenthümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der ersteren mehr producirend als reproducirend werde.

Das ist, man sieht es, eine etwas überschwängliche Auffassung; überschwänglich aus dem Grunde, weil sie aus individueller Sympathie hervorgeht und mit einer Lieblingsidee des Beurtheilers zusammenhängt. Nur um so mehr aber mußte er durch die nächsten Leistungen Schiller's in dieser Auffassung seines geistigen Charakters festgehalten und bestärkt werden. Die Ansicht, die er sich darüber aus Gedichten wie die Künstler und die Götter Griechenlands und aus Aufsätzen wie Anmuth und Würde und die ästhetischen Briefe gebildet hatte, wurde ihm nun durch die Macht des Gesanges, das Schattenreich und die Elegie, wurde ihm ebenso durch die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische bestätigt. Er erblickte in jenen Gedichten Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, in diesen Aufsätzen Muster des echten Philosophirens. Er sah in Schiller den vollendeten Meister des wahrhaften Lehrgedichts und des idealen philosophischen Stils. Seine Idee, daß Dichtung und Speculation eines Geschlechtes und in der Wurzel verwachsen seien, wurde der Grund, auf dem sich die Figur Schiller's ihm abzeichnete; die Erscheinung Schiller's wurde ihm zur Illustration und Verkörperung jener Idee. Und gewiß, höchlich berechtigt war diese Ansicht. Niemand, der nicht in sie hineingeht, wird unseren Dichter zu würdigen und sein Schaffen zu begreifen im Stande sein. Allein Humboldt vertiefte sich, dergestalt in sie, daß er aus ihr allein den Dichter zu charakterisiren versuchte, daß andere nicht minder wesentliche Seiten von dessen Natur dagegen in den Hintergrund traten. Worin er die Urform von Schiller's Geist in der

Mitte der neunziger Jahre erkannt zu haben glaubte, daran hielt er mit jener wunderbaren, man möchte sagen monotonen Treue und Stätigkeit fest, mit der er stets an Ideen und Menschen hing, die ihm theuer waren. Wie jetzt in den Briefen an Schiller, so bestimmte er dessen Charakter in einem wenige Jahre später geschriebenen, der Darstellung von Goethe's Dichtereigenthümlichkeit gewidmeten Werke. Er bestimmte ihn ebenso in brieflichen Aeußerungen bei Schiller's Tode, und ebenso, lange nach diesem Tode, bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Die wunderschöne Vorerinnerung, mit welcher Humboldt im Jahre 1830 die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller einleitete, bricht in der Verfolgung von dessen geistigem Entwicklungsgange gerade an dem Punkte ab, wo aus der Betrachtung seiner dramatischen Meisterwerke ein neuer oder doch wesentlich modificirter Gesichtspunkt für die Charakteristik zu gewinnen gewesen wäre. Diese Charakteristik schärft das Eine ein und verweilt vorzugsweise bei dem Einen, daß Schiller's Dichtergenie „auf das Engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft“ gewesen, daß es „ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervorgetreten, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte.“ Eben diese Vorerinnerung, ferner, berührt im Vorbeigehn die Analogie, in welcher die Schiller'sche Dichterweise zu der eigenthümlichen Verbindung von Poesie und Philosophie stehe, wie sie die indische Literatur aufweise. Uns, in der That, scheint diese Aehnlichkeit durch die Differenz zwischen dem weichen Charakter der einen und dem energisch-pathetischen der anderen weit überwogen zu werden. Aber Humboldt lag die Vergleichung ungemein nahe. Schon ehe er jene Vorerinnerung schrieb, hatte das Studium der indischen Bhagavad-Gitá ihm auf's Lebhafteste die alte Lieblingsidee wiederaufgeregt, daß „Poesie und Philosophie, beide demselben Boden entwachsen,“ und diese Lieblingsidee hatte ihm das Bild des Dichters der Künstler und der Schatten in die Seele zurückgerufen. Was ihm weder Lucrez noch Empedokles oder Parmenides war, das war ihm dieser, — ein „echt philosophischer Dichter,“ ein Dichter, wie er sich ausdrückte, „dessen Geistesanlage offenbar dahin ging, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht scheute, sie in

seine äußersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegenstand, als daß er nach etwas noch Höherem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte.“¹⁾ So sehr ging ihm hierin das Wesen Schiller's und der Schiller'schen Poesie auf, so sehr maas er die Letztere mit diesem Maasstabe, daß er ein Gedicht wie die Ideale gerade deshalb weniger hochstellte, weil es, dem einfachen, subjectiven Gefühl entsprungen, weniger von jenem strengen Stil der Gedankendichtung an sich trug, aber in Wahrheit nur desto mehr sich dem echt lyrischen näherte. Er legte diesen Maasstab an, wo er über Schiller's spätere dramatische Arbeiten gelegentlich urtheilte, wie in dem Brief über die Braut von Messina und in der mehrerwähnten Vorerinnerung. Er orientirte sich endlich von hier aus, als er, bald nachdem Schiller seine dichterischen Kräfte von Neuem gefühlt hatte, zu dem wichtigsten Dienst berufen ward, den er als Kritiker dem Dichter leisten konnte.

Schiller hatte früher über seinen dichterischen Beruf überhaupt gezweifelt, und Körner wie Humboldt hatten durch ihre Kenntniß und ihren Glauben an seinen Genius diese Zweifel niederschlagen helfen. Er zweifelte nach seinen eignen neusten Erfahrungen jetzt nicht mehr, daß er zum Dichten berufen sei, aber er forderte jetzt, in neuer Ungewißheit, das Votum der beiden Freunde über die Frage: „ob episch, oder dramatisch?“ Diese „ästhetische Gewissensfrage“ nun, wie Schiller selbst sie nennt, zwang Humboldt zu neuem Eingehn in die Textur der Schiller'schen Dichterindividualität. Es war nicht schwer, das Richtige zu treffen. Humboldt entschied wie Jeder entscheiden mußte, der auch nur von Weitem den Entwicklungsgang des Verfassers der Räuber und des Don Carlos beobachtet hatte. Es war offenbar, daß ein Dichter, der mit allen seinen Kräften in der sittlichen Welt wurzelte, dem die historischen Dinge unendlich näher lagen als die natürlichen, nur in derjenigen Gattung das Höchste leisten konnte, deren Begriff es ist, den Conflict der ethischen Kreise und Mächte im Leben wie in der Brust der Menschen zur Darstellung zu bringen. Von dieser Meinung nun wurde auch Humboldt geleitet; allein er faßte sie, gemäß seiner

1) Ueber die Bhagavad-Gitā. G. W. Bd. I. S. 101.

eigenen Denkweise und seinem Bilde von Schiller, an einem anderen Ende an. Wiederum ging er davon aus, daß die dichterischen Producte Schiller's „einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens zeigen, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte.“ Er ging aus von jenem „Ueberschuß von Selbstthätigkeit“ in Schiller's Geist, einer Selbstthätigkeit, „die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet.“ Daher das Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit, die Richtung auf Tiefe und Erhabenheit an allen Schiller'schen Productionen, endlich der idealistische Glanz, der allerdings die Farbe der Natur zuweilen verdränge. Auf das Erhabene nun gehe auch das heroische Drama; denn, indem es den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal darstelle, sei es eigentlich die Darstellung einer Idee. Hier eben sei daher die Schiller'sche Eigenthümlichkeit in ihrem wahren Gebiete. Hier — so schließt er, und der Erfolg hat dieses Wort auf's Glänzendste bestätigt — „hier, wenn Sie Ihren Gegenstand glücklich wählen, wird Sie Keiner erreichen.“

Die Charakteristik Schiller's indeß, von Schiller selbst immer von Neuem herausgefordert, ward von Humboldt noch von einer anderen Seite her gefaßt.

Es war der Unterschied der alten und der modernen Dichter, durch welchen Schiller, während der Arbeit an seinem Aufsatz über das Naive, ein concretes Substrat für seine philosophischen Distinctionen erhielt. Es war ebenso die Vergleichung mit den Griechen, welche sich bei Humboldt in die psychologische Ansicht mischte, die er auf der Grundlage der Kant'schen Philosophie sich von Schiller's Dichtergenie gebildet hatte. Ja, vorzugsweise sogar ging er von dieser Vergleichung aus. Ihn frappirte auf der einen Seite der diametrale Gegensatz der Homerischen oder Sophokleischen gegen die Schiller'sche Poesie, und er fand doch andrerseits, daß alle wesentlichen Schönheiten der klassischen Dichtung auch in der letzteren vorhanden seien. Eben die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs war es sofort, was das Nachdenken Schiller's beschäftigte. Die Zweifel über sich selbst, überwältigt von dem Selbstgefühl seines dichterischen Vermögens, zusammenschließend mit seinen früheren ästhetischen An-

schauungen, das Alles formirte sich endlich in den neuesten Horen-
auffäßen zu der Theorie von dem zwiefachen Geschlecht der „naiven“
und der „sentimentalischen“ Dichtung. Der Gegenstand jener ist —
nach der Ausführung jener Auffäße — die Wirklichkeit, der Gegen-
stand dieser das Ideal. Jene rührt uns durch Natur und sinnliche
Wahrheit, diese rührt uns durch Ideen. Die alten Dichter haben
vor den modernen den Vorzug größerer Sinnlichkeit und Bestimm-
theit, Einfachheit und Geschlossenheit. Die Letzteren wiederum können
jene in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und un-
ausprechlich ist, in dem, mit Einem Worte, übertreffen, was man
Geist eines Kunstwerks nennt. Wenn die Alten dadurch so groß
sind, daß sie die ihnen gestellte Aufgabe vollständig erfüllen, so ist
dafür diese Aufgabe selbst etwas Begrenztes. Wenn die Modernen
die ihrige nie ganz erfüllen, so liegt dafür ihre Größe in der Un-
endlichkeit der Aufgabe, der sie nachstreben. Die Alten daher sind
nie zu erreichen; wohl aber sind sie zu übertreffen. Das ungefähr
waren die Ideen, durch deren Vermittelung Schiller sich seinen ei-
genen Platz im Kreise der Dichtung zu erobern, durch die er zugleich
diesen Kreis vollständig auszumessen versuchte. Es waren Ideen,
die mit Naturnothwendigkeit sich aus dem ganzen Organismus sei-
nes Denkens entwickelt hatten. Man erkennt die rohe Skizze der-
selben bereits in der Anmerkung, die er vor mehr als zwei Jahren
zu dem Humboldt'schen Aufsatz „über die Griechen“ gemacht hatte,
einer Anmerkung, welche gleichfalls das Schema eines Zerfallens und
einer höheren Wiederherstellung der Form hellenischer Bildung auf-
stellt.¹⁾ Wie aber damals Humboldt Schiller'n den Anlaß zu verglei-
chen hingeworfenen Winken, so gaben jetzt die Schiller'schen Ideen je-
nem den Anstoß, auf seine Ansichten über die Griechen zurückzukommen
und sie von neuen Gesichtspunkten aus zu revidiren. Zunächst zum
Behufe einer vollständigeren Charakteristik Schiller's. Die Griechen,
— so verständigte er sich nun mit diesem und über diesen — die
Griechen besaßen die wunderbare Fähigkeit, die äußere Natur ganz
und rein auf sich einwirken zu lassen und doch zugleich in derselben
Weise vermöge ihrer Selbstthätigkeit auf sie wieder zurückzuwirken.
Aus diesem Gleichgewicht zwischen dem anschauenden und dem pro-

1) Humboldt an Wolf, G. W. V. S. 38.

ductiven Vermögen, zwischen Wahrheit und Dichtung entsprang jene Klarheit, jene Ruhe und jener edle Anstand, die in allem echt Griechischen vorwalten. Aber es entsprang daraus auch eine gewisse Dürftigkeit. Es fehlt den Griechen an dem fruchtbaren Geisteshalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet. Ihre Charaktere thun mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung. Ihre Poesie, indem sie stets auf die Darstellung Einer Empfindung, Eines Bildes ausgeht, ist in einem noch ganz anderen als dem gewöhnlichen Verstande sinnlich. Dagegen die Neueren! In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen: die Selbstthätigkeit ist im Uebergewicht gegen die Empfänglichkeit. Daher denn der größere Gehalt der modernen Dichter, bei den Deutschen insbesondere die sentimentale und intellectuelle Tiefe. Hier nun ist auch der Ort, auf welchem Schiller steht. Gerade seine Producte tragen vorzugsweise das Gepräge der Selbstthätigkeit: er ist insofern das directe Gegentheil der Griechen und der „Modernste der Modernen.“ Wiederum jedoch ist der allgemeine Charakter der Modernen in ihm am reinsten, von allem Zufälligen am meisten gesondert: aus seinen Producten mehr als aus irgend anderen spricht die Nothwendigkeit der Form, und er steht insofern unter allen Modernen den Griechen dennoch am nächsten.

Sofort nun zwar wird hinzugefügt, wie modernisirt doch auch dieser Sinn für die reine Kunstform bei Schiller sei; denn sie sei bei ihm ganz aus der Vernunft geschöpft, während die Griechen sie aus dem Anblick der äußeren Natur entnommen hätten. Allein auch so noch ist offenbar dies Bild von Schiller's Dichtercharakter allzu sehr geschmeichelt; es entspricht mehr dem Ideale, welches demselben unablässig vorschwebte, als der Wirklichkeit. Zum Idealisiren ohnehin geneigt, ist Humboldt in diesem Falle ein zwiefach bestochener Richter, — bestochen durch seine Liebe zu Schiller, und bestochen durch seinen Enthusiasmus für die Alten. Der Dichter, dessen Werke er in tiefster Seele nachempfindet, muß vortrefflich, und das Vortreffliche muß dem griechischen Alterthum verwandt sein. Es ist zwar gewiß, daß die Schiller'sche Dichtung je länger je mehr dem klassischen Typus zustrebte; kam dem Dichter doch eben jetzt der Gedanke, Griechisch zu lernen, sprach er doch eben jetzt den Entschluß aus, sich ganz und ausschließlich „mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der

Alten zu umgeben.“ Allein nicht minder gewiß ist es, einmal, daß die Richtung auf das Ideelle in Verbindung mit dem Streben nach Klassicität einen hohlen Formalismus zu begünstigen drohte, sodann, daß Göthe's realistische Dichtung viel mehr als die Schiller'sche der der Griechen blut- und wesensverwandt war. Auch scheint es, daß Humboldt in späterer Zeit hierin klarer sah und unparteiischer urtheilte. Was er in seiner „Vorerinnerung“ über die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest sagt, daß der Sinn des Alterthums, nur in einer höheren Geistigkeit ausgeprägt, in diesen Gedichten lebe, wird man im Allgemeinen nicht bestreiten wollen. Allein diese Einzelurtheile sind nur der Rest jenes ehemaligen überspannten Gesamturtheils über den Dichter, und dieses, offenbar, trug mehr die Spuren der Construction als der objectiven Wahrheit an der Stirn.

Wie es sich jedoch damit verhalte: an eben diesem Punkte vereinigte sich Humboldt's Interesse für die Aesthetik und die Schiller'sche Dichtung mit seinem Interesse für das griechische Alterthum. Die Zeit schien gekommen, wo die beiden Strömungen, die ihn in den letzten Jahren ergriffen hatten, die philosophisch-ästhetische und die philologische, in Einem Bette zusammenfließen würden.

Zu der That, nebeneinander waren beiderlei Bestrebungen fortwährend hergegangen. Es ist wahr, in den ersten Monaten des Jenerser Aufenthalts waren die Griechen zu kurz, und sie waren seit Schiller's Ankunft immer kürzer gekommen. Auch die Correspondenz mit Wolf war während des Winters in Jena gar nicht mehr das, was sie während des Winters in Burgörner gewesen war. Genug, wenn nur kein Tag sine Graecis verging, wenn nur einige Stunden der Lectüre der Tragiker oder dem Studium der Metrik verblieben. Schon die Wolffschen Prolegomena indeß hatten dem philologischen Interesse einen neuen Aufschwung gegeben; er hatte sich auf Anlaß derselben ernstlich in die Homerische Frage vertieft und sich durch die Wolffschen Argumente für überzeugt erklärt.¹⁾ Eine noch lebhaftere Anregung aber hatte ihm, wenige Wochen vor seiner Abreise von

1) Nr. XXII. der Briefe an Wolf. Es ist aber klar, daß dieser Brief nur aus grober Unachtsamkeit an die Stelle gesetzt werden konnte, die er in der Sammlung einnimmt. Er gehört zwischen Nr. XXVIII. und XXIX. und ist nicht vom 30. Januar 1794, sondern 1795.

Jena, ein Besuch Wolf's gegeben. Die alte Freundschaft und die alte Studiengemeinschaft war wieder lebendig geworden. Es war verabredet worden, daß Humboldt eine Recension der neuen Wolf'schen Ausgabe der Odyssee für die Literaturzeitung aufsetzen sollte, und diese Recension, wie sie bald darauf erschien,¹⁾ war so recht ein Denkmal ihres alten Verhältnisses geworden. Es war die Arbeit eines Philologen und es war die Arbeit eines Wolfianers. Sie pries die Wolf'sche Homerausgabe als das unübertreffliche Muster einer kritischen Textberichtigung. Sie brach eine Lanze für die kritische Methode Wolf's und gegen die Larheit der Geistreichen und Aesthetischen unter den Philologen. Sie demonstirte mit vielem Geschick, wie die Ergründung des Geistes des Alterthums unzertrennlich mit der Aufmerksamkeit auf so geringfügige Dinge wie Accentuation und Orthographie zusammenhänge, und wie nicht durch das Vorübergehn vor diesen Dingen, sondern durch den Gesichtspunkt aufs Ganze die geistvolle sich von der pedantischen Behandlung unterscheide. Aber verabredet hatte man auch, daß die philologische Correspondenz wieder in alter Weise aufgenommen werden solle. Mit den besten Vorsätzen überhaupt ging Humboldt nach Berlin. Außer daß nun endlich die Resultate über Pindar's Metrik gezogen werden sollten, lagen ihm einige Philologica am Herzen, die auf's Genaueste mit seinen ästhetischen Interessen zusammenhingen. Er wollte mit Wolf in kritische Verhandlungen über die Poetik des Aristoteles eintreten. Er wollte Voß' Luise besprechen, und die Luise führte ihn auf den Theokrit und die altsicilischen Mimen. Auch wurde Einiges, soweit die unglücklichen Verhältnisse in Tegel es gestatteten, realisirt. Die Metrik ward wirklich zu einem gewissen Abschluß gebracht.²⁾ In die Lectüre kam wieder mehr Stätigkeit. Während er mit seiner Frau die Tragiker las, so studirte er für sich den Aristophanes, und es gelang ihm eine Uebersetzung des Anfangs der Lysistrata. Auf den Komiker sollten endlich die Redner folgen: — immer mehr näherte er sich dem Ziele, das er sich von Hause aus gesetzt hatte, den Kreis der griechischen Klassiker vollständig zu durchmessen.

1) Literaturztg. 1795 Nr. 167. G. W. I. 262 ff.

2) Ich schließe dies aus der Erwähnung eines H.'schen Aufsatzes über den Trimeter, in dem Schiller-Göthe'schen Briefw. V. 327 u. 332.

Damit nun würde er wahrscheinlich auf jenes ursprüngliche Project einer Charakteristik des griechischen Geistes zurückgeleitet worden sein, auch wenn der Briefwechsel mit Schiller ihn nicht in noch bestimmterer Weise dazu angeregt hätte. Denn stets hatte er dasselbe im Auge behalten. Auch Körner beschäftigte sich in seiner dilettantischen Art mit den Alten. Seit dem Dresdner Zusammentreffen war zwischen ihm und Humboldt oft diese gemeinschaftliche Liebhaberei neben und in Zusammenhang mit den ästhetischen Dingen brieflich berührt worden. Auch Körner liebte es, literarische Pläne zu machen, deren Ausführung dann an seiner Unproductivität scheiterte. Bald nach dem Rendezvous in Weisensefels war zwischen den Freunden über ein Project verhandelt worden, ganz wie es Humboldt ehemals unter dem Titel „Hellas“ sich vorgestellt hatte, — ein periodisches Werk über griechische Literatur und Kunst, welches neben den Horen, aber in gleichem Geiste mit diesen erscheinen sollte. Es kam dazu, daß Humboldt, je länger er im philologischen Gebiete arbeitete, desto mehr in der Ueberzeugung sich bestärkte, mit der er dasselbe betreten hatte, daß ihm zum eigentlichen Philologen nur allzuviel fehle. Er verglich sich in der philosophischen Schriftstellerei mit Schiller: das Ergebnis war Beschämung und Entmuthigung. Er verglich sich in der Philologie mit Wolf: das Ergebnis war dasselbe. Er bewunderte das philosophisch-kritische Genie des Verfassers der Prolegomena wie er das poetisch-philosophische Genie des Dichters der Schatten und der Elegie bewunderte. Er fand, daß er von jenem so fern sei wie von diesem. An der mit Wolf verabredeten kritischen Perustration der Aristotelischen Poetik glaubte er so recht die Erfahrung gemacht zu haben, daß er zum Kritiker verdorben sei. „Ich bewundere,“ schrieb er nach der Lectüre eines Wolf'schen Hefstes über die Poetik, „Ihre Belesenheit, Ihren Scharfsinn, aber noch mehr beinahe das glückliche Talent, bei der Belesenheit immer zugleich die bloßen Facta in ihrer treuesten Nacktheit, und die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu haben — die nothwendigste Eigenschaft des Alterthumsforschers und deren Mangel mich so entsetzlich zurücksetzt.“ Nur Eins daher schien ihm übrig zu bleiben. Er konnte, ohne weder mit Wolf noch mit Schiller zu rivalisiren, zwischen Beide in die Mitte zu treten. Er konnte seine philologischen Studien für die Aesthetik, seine ästhetischen An-

sichten für die Alterthumswissenschaft fruchtbar machen. Wie, wenn er nun endlich ernsthaft die Summe seiner griechischen Lectüre zog? Wie, wenn er die Griechen nach den Gesichtspunkten zu charakterisiren versuchte, die ihm durch Schiller klar geworden waren? Wie, wenn er die neue ästhetische Theorie an den Griechen zu erproben und zu erläutern unternahm? Wäre das nicht eine Arbeit, der seine Schultern gewachsen sein dürften, und vereinigten sich in solcher Arbeit nicht seine philosophischen, philologischen, ja selbst seine naturhistorischen Bemühungen? Jener Brief, in welchem er Schiller'n seine poetische Gewissensfrage beantwortete, gab den Ausschlag. Er wollte, wie er an Wolf schrieb, eine „Schilderung der griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden“ oder zunächst, wie er an Schiller schrieb, „ein Bild des griechischen Dichtergeistes“ und zwar „in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen“ entwerfen. So gefaßt, war es ein vortrefflicher Plan. Auch fand derselbe Schiller's volle Billigung, und sein aufmunterndes Wort wirkte mächtig auf Humboldt. Eine Zeitlang war er ganz in der Idee dieser Arbeit. Nur zu bald indeß bestätigte sich seine eigene Besorgniß, daß Muth- und Entschlußlosigkeit die Ausführung hindern werde. Wäre er jetzt in Jena gewesen, wahrscheinlich, daß Schiller's Beispiel ihn muthig und entschlossen gestimmt hätte. So jedoch ward die Tägler Arbeitsmuße alsbald durch die Zerstreuungen und Beschäftigungen in der Hauptstadt unterbrochen, und diese Ungunst der Verhältnisse steigerte die Schwierigkeiten, die aus Humboldt's Individualität sich der Arbeit entgegenstellten und die in der That unbefieglbar waren. Die Wahrheit ist, daß seine Schultern dennoch auch dieser Arbeit nicht gewachsen waren. Es war ihm unmöglich, zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen in's Gleichgewicht zu kommen. Jetzt verlor sich sein Blick in den Weiten des Horizonts, jetzt haftete er wieder an dem Kleinsten und Nächsten. Zwischen der Tendenz auf Tiefe und erschöpfende Ausbreitung und der Tendenz auf mikrologische und pedantische Behandlung des Einzelnen ward er beständig hin- und hergeworfen. Es war eine weise Beschränkung, wenn er vorerst, statt der Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, nur den griechischen Dichtergeist schildern wollte. Nun aber gedachte er, wie es ihm mit jenem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied gegangen war. Weil er gleich das Ganze und

Alles mit einmal hatte sagen wollen, war er dunkel und abstract geworden. Es sollte also diesmal der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Wenn zuerst nur eine Charakteristik der lyrischen Poesie der Griechen gelänge! Und auch diese wird nicht sogleich im Ganzen und ganz mit Einem Male sich darstellen lassen. Er zieht den Kreis daher abermals enger: mit einer Charakteristik des Pindar, des Pindar, in den er weitaus am besten eingelefen ist, soll der Anfang gemacht werden. Aber je enger er sich zusammenzieht, desto weitaussehender wird das Ganze. Es kann nicht fehlen, daß er dies selbst fühle. Schon stellen sich alle die Bedenken ein, die alles Produciren vereiteln müssen. Ist diese Pindarcharakteristik nicht zu speciell für das Ganze? Oder soll er alles Uebrige fallen lassen? Soll er eben nur den Pindar, etwa mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Uebersetzung, verfolgen? So schwankte er, und schwankte von da wieder zu der Idee, die Charaktere, welche die alten Dichter darstellen, mit denen der modernen Dichter zu vergleichen, — bis die ersten Monate des Berliner Aufenthalts allem Schwanken und dem ganzen Projecte ein Ende machten.

Noch war die Zeit nicht gekommen, noch das Object nicht gefunden, wo Philosophie und Philologie für Humboldt sich wirklich hätten durchdringen können. Wieder war in Berlin die Letztere in's Hintertreffen gekommen, wenn er auch mit seiner Frau Pindar und Euripides las, wenn ihm auch die Correctur der Wolf'schen Briefe an Heyne, sowie vorher schon der Streit Wolf's mit Herder, die Homerdebatten auf's Neue nahe brachte. Von dem Pindarischen Detail daher ward er wieder ganz in's Weite, ja in's Unabsehbare geworfen. Durch einen salto mortale sprang er von den ältesten zu den neuesten Zeiten, von Griechen und Römern zu Franzosen und Engländern, von philologischen Specialitäten zu philosophischen Allgemeinheiten über. Ein „sehr mittelmäßiges Buch über den Geist des achtzehnten Jahrhunderts“ hatte ihm den lange gehegten Gedanken einer Charakteristik der Gegenwart von Neuem empfohlen. Er war diesem Gedanken nachgegangen und suchte sich die Erfordernisse, die Schwierigkeiten und den Plan einer solchen Charakteristik klar zu machen. Dies Allgemeine und Vorläufige sofort fesselte ihn. Er fing an, eine Schrift „über die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters“ auszuarbeiten. Es sollte eine Einleitung zu einer Charakteristik des

Jahrhunderts sein: es war in der That nur so etwas, wie es vor aller Einleitung im Kopfe des Schriftstellers vorhanden sein mag. Humboldt selbst, so gewiß er die Einleitung schon im nächsten Jahre erscheinen lassen wollte, ließ es dahingestellt, ob er je zur Ausführung der Hauptschrift kommen werde. Man darf unbedenklich versichern, daß ein Autor, welcher das Zeug dazu hätte, das achtzehnte Jahrhundert zu charakterisiren, sich nimmermehr bei der philosophischen Charakteristik dieser Charakteristik aufhalten würde. Ebenso, daß derjenige, der aus der Idee eines solchen Buches ein eignes Buch macht, schwerlich der Mann ist, jenes Buch selbst zu Stande zu bringen. In der Sache selbst lag für diesmal das Schicksal des neuen literarischen Planes. Das Werk, welches jetzt entstehen sollte, war schon im Titel und der Idee eben das, was alle die Werke und Aufsätze Humboldt's in dieser Periode waren, — kein Buch, sondern die Conception eines Buches, keine Ausführung, sondern die Rüstung zu einer Ausführung, eine schriftstellerische Velleität, eine Blüthe, die nicht Frucht ansetzen konnte. Darin gerade lag der Reiz, den Humboldt an dieser Arbeit fand, und darum gerade schrieb er sich eine gute Strecke in dieselbe hinein; eben darum andrerseits blieb zuletzt die Einleitung so gut wie die Hauptschrift ungeschrieben. Gleichviel indeß. Es war dem Inhalt nach eine Idee, welche nicht bloß mit seinen Studien, sondern mit den tiefsten Interessen seines Geistes und Wesens zusammenhing. Es war darauf abgesehen, den Classicismus des Alterthums und die neue deutsche klassische Literatur in Beziehung zu bringen, die Modernen mittelst einer durchgeführten Parallele mit den Alten zu schildern. Vielmehr, auf noch Größeres war es abgesehen. Humboldt stieg mit der Idee dieser Schrift bis zu dem untersten Grunde aller seiner Ideen, bis zu dem Punkte hinab, in welchem alle seine Strebungen und die ganze Welt seiner Vorstellungen sich individuell zusammenknüpften. Sich selbst zu bilden, zum Menschen im höchsten Sinne des Wortes zu bilden, war die Tendenz, aus der heraus er lebte. Mit dieser Tendenz in ihrer abstractesten Fassung fiel der neue literarische Plan zusammen, so gut wie auf diese Tendenz sich das Alterthumsstudium und die ästhetisch-philosophischen Studien bezogen hatten. Schiller'n setzte er diesen Gesichtspunkt auseinander. „Wenn man sich,“ schreibt er an diesen, „einen Menschen denkt, der bloß seiner Bildung lebt,

so muß sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren, a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen, und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen.“ Auf dieses Bild der Menschheit hatte er sein Auge gerichtet, als er sich in das Leben des Alterthums vertiefte. An jenes Ideal der Menschheit hatte er Kant seine Philosophie, Schiller seine Aesthetik anknüpfen sehen, hatte er selbst seine Betrachtungen über die moralische und ästhetische Bedeutung des Geschlechtsunterschieds angeknüpft. Es kam ihm jetzt darauf an, jenes Bild und dieses Ideal zusammenzugreifen und in flüssigen Zusammenhang zu bringen, und für Beides eine breitere historische Basis zu gewinnen. Es war ihm, im Interesse der eigenen humanistischen Bildung, um eine Geschichte des menschlichen Geistes oder, wenn man lieber will, um eine Philosophie der Geschichte zu thun. Vollkommen klar war er sich über den Sinn und Zweck, der ihn zum Aufsuchen dieses Bildes der Menschheit hintrieb. Dasselbe sollte in lebendigen Bezug zu dem eigenen Sein und Leben gesetzt werden. „Es giebt,“ so äußerte er sich bei dieser Gelegenheit, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eines in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal und doch so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Mich selbst prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.“ Keinesweges klar dagegen war er sich über die Werkzeuge und Handhaben, um dem Historischen beizukommen und ihm dasjenige abzugewinnen, was er sich selbst daraus assimiliren könnte. Sein Bild der menschlichen Natur war zu breit und gründlich angelegt, als daß er so leicht denjenigen Durchschnitt der Menschen-

geschichte hätte ausfinden können, durch den sie sich ihm übersichtlich präsentirt hätte. Erst viel später entdeckte er den für sein Auge passenden Gesichtswinkel für die philosophisch-historische Betrachtung der Menschheit, das „Behikel,“ wie er alsdann sich ausdrückte, „alle Tiefen und alle Höhen der Menschheit zu durchfahren.“ Und abermals also riß für jetzt der so eifrig angeknüpfte Faden seiner Arbeit.¹⁾ Mit leeren Händen beinah kehrte er im Herbst zu seinen Freunden zurück. Das Einzige, was er mitbrachte, war, außer den Arbeiten über Metrik, ein angefangenes Manuscript und das Fragment einer Aristophanesübersezung. Das Einzige, was er inzwischen veröffentlicht hatte, war eine alte, von Geng für seine Monatschrift ihm abgedrungene Uebersetzung einer Pindarischen Ode, und so ganz unschriftstellerisch war der Mann, daß er weit mehr bereute, daß er sich dies hatte entwinden lassen, als daß er mit allen übrigen Arbeiten war stecken geblieben.²⁾

Zum 1. November 1796 war es, daß Humboldt über Halle, wo er den philologischen Freund besucht hatte, nach Jena zu den poetischen Freunden zurückkehrte. Nur gerade sechs Monate dauerte dieser zweite Jenerer Aufenthalt. Die Stunden des glücklichsten und fruchtbarsten Zusammenlebens und Zusammensprechens mit Schiller erneuerten sich.³⁾ Die Trennung hatte eher dazu gedient, die Innigkeit ihres persönlichen Verhältnisses zu steigern. Die Arbeiten beider Freunde dagegen lagen jetzt etwas weiter auseinander.

1) Brief an Schiller vom 2. Februar 1796; an Wolf vom 11. Juni und 16. Juli d. J. Auch beziehe ich auf die „Einleitung zu einer Charakteristik des 18. Jahrhunderts“ die Stelle in Körner's Brief an Schiller vom 25. Juni 1797 (IV. S. 36. 37.) und vom 25. August d. J. (ebendasselbst S. 49.)

2) An Schiller vom 13. November 1795; an Wolf vom 26. November 1795 und vom 5. Januar 1796. Die Uebersetzung der vierten pythischen Ode im Decemberheft der Monatschrift, jetzt in den G. W. II. 297. ff. Nur das directeste und unwiderleglichste äußere Zeugniß dagegen würde uns bestimmen können, die Recension des Schiller'schen Musenalmanachs vom Jahre 1796 (N. L. = J. 1796 No. 167) für eine Arbeit von Humboldt gelten zu lassen. Bis dahin halten wir an der Ueberzeugung, daß der Recensent des Wolbemar und der Wolf'schen Odyssee am allerwenigsten in einer Schiller betreffenden Angelegenheit im Stande war, seinen Ton zu so vulgärem Recensententone herabzustimmen.

3) Aus dieser Zeit ist die Schilderung von Burgsdorf in dessen Brief an Rahel; Barnhagen, Gallerie von Bildnissen I. 113 ff.

Die Horen standen schon nicht mehr im Vordergrunde des Interesses. Die Wärme dafür hatte sich bei Schiller zugleich mit dem Eifer für die Philosophie abgekühlt. Nichts sollte ihn mehr in freier, selbstbestimmter Thätigkeit stören, nichts ihn mehr von ausschließlicher Beschäftigung mit der Poesie abziehen. Er brütete über seinem Wallenstein, und so riesenhaft die Arbeit war, diese Welt zu bewältigen und zu formen, so gewiß konnte er sie nur allein, im einsamen Vernehmen mit seinem Genius vollbringen. Erst wenn sie vollbracht wäre, wollte er das gelungene Ganze den Freunden mittheilen, und noch war nichts zur Vollendung gediehen. Auf der anderen Seite war eben dadurch, nicht minder durch sein geschichtsphilosophisches Project, endlich durch die neue Berührung mit Wolf Humboldt mehr auf die Griechen zurückgeführt worden. Nach manchem Hin und Her hatte ihn die Uebersetzerlust ergriffen. Auch er dichtete diesmal, statt zu philosophiren. Er dichtete dem Pindar und dem Aeschylus nach; unter der Hand rückte er von Scene zu Scene im Agamemnon vor. Auch das nun, freilich, gab hinreichenden Stoff zu Debatten zwischen ihm und Schiller: nur war es seltsam, daß Humboldt diesem den Rath gab, den Wallenstein in Prosa zu schreiben, und daß dieser der Agamemnonübersezung gar keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Dem gegenüber steigerte sich jetzt ein anderes Verhältniß. Durch Schiller, und zwar zunächst durch die Horenangelegenheit, war Humboldt schon bei seiner ersten Anwesenheit in Jena mit Göthe in eine nähere Berührung gekommen. Er wie Körner gehörte unzertrennlich zu Schiller und hatte ein Recht, zu ihm zu gehören. Indem Göthe sich seit dem Herbst 1794 diesem vertraulich näherte, fielen ihm die beiden kritischen Freunde desselben wie von selbst mit zu. Mit Humboldt zumal, dem Anwesenden, sah er sich alsbald in derselben Weise in ein Verhältniß zweiter Hand gesetzt, wie Schiller zu Göthe's Freund und Gesinnungsgenossen, dem kunstverständigen Meyer. Die Einrichtung eines kritischen Tribunals bei der Horenredaction gab den äußeren Anlaß, daß Humboldt sein Urtheil auch über die Göthe'schen Arbeiten vernehmen ließ. Er erwarb ein noch größeres Recht dazu durch seine nicht erst von gestern datirende Bewunderung des Göthe'schen Genius, durch die Uebereinstimmung, in der er sich in Grundsätzen und Empfindungsweise mit dem Dichterpaare befand. Am

Wilhelm Meister zuerst wurde diese Uebereinstimmung erprobt. Das Urtheil Schiller's über den stückweise übersandten Roman war fast immer von Humboldt's Votum begleitet und unterstützt; beide Urtheile wurden in der Regel ausdrücklich von Göthe eingefordert. Besuche von Weimar nach Jena und von Jena nach Weimar beförderten die Verständigung und knüpften zugleich ein freundschaftliches persönliches Band. Durch Humboldt ward das Verhältniß zwischen Göthe und Wolf gestiftet. Ein weiteres Mittelglied bildete Humboldt's Bruder und das Interesse, welches beide Brüder den naturhistorischen und zwar zunächst den osteologischen Betrachtungen Göthe's schenken mochten. Der Idealismus, in welchem sich Humboldt und Schiller so durchaus begegneten, war jetzt kein Hinderniß mehr der Verständigung. Das universelle Interesse für alles Menschliche, die weiche und hingebende Empfänglichkeit, die Vielseitigkeit von Humboldt's Wesen und sein weitausgreifendes Wissen — dies Alles wiederum gab seinem Verhältniß zu Göthe einen desto breiteren Boden. Ueberall und in jeder Beziehung war Humboldt recht eigentlich der dritte Mann zu den beiden, halb Vermittler, halb Theilnehmer jener unvergleichlichen Freundschaft, welche zusammen mit den Meisterwerken der Dichtung eine Ehre der deutschen Literatur geworden und „den deutschen Namen verherrlicht hat.“

Und schon, als Humboldt nach Jena zurückkehrte, hatte sich diese Dichtersfreundschaft in der auffälligsten und wunderlichsten Weise der Welt fühlbar gemacht. Als eng verbundene Kampfgenossen, in gleicher Rüstung, ununterscheidbar, hatten sie eine Wolke von Pfeilen unter das literarische Publicum geschickt. Uebermüthig und kampflustig, wie Jugend ist, hatte sie ihre junge Freundschaft gemacht. Sie hatten ihre gemeinsamen ästhetischen, sittlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu spizen Epigrammen, zu poetisch-polemischen Sentenzen ausgemünzt und sie als Gastgeschenke unter die Menge gestreut. Den Chorizonten zum Trotz hatten sie in den Xenien sich so eng „in einander verschränkt,“ daß selbst der verbündete Scharf- und Spürsinn Humboldt's und Wolf's bei dem Sonderungsversuche fehlschoß. Höchlich erbaut, wie Humboldt von den Xenien war, konnte er den Freunden bereits berichten, welchen Lärm die unerbetenen Geschenke draußen in der Welt gestiftet und wie gut es mit der Absicht gelungen sei, „Furcht und Hoffnung

unter den Autoren zu verbreiten.“ Er sollte bald eine reifere und köstlichere Frucht der Verbindung Göthe's mit Schiller entstehen sehen. Göthe war jetzt der Productivere. Seine Schöpfungskraft schien neue Nahrung aus der Verührung mit einem von dem seinigen so verschiedenen geistigen Leben geschöpft zu haben. Sich und den Genossen ermunterte er zur rüstigsten und edelsten Thätigkeit. „Denn nach dem tollen Wagstück mit den Kenien,“ schrieb er an diesen, „müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.“ Nicht wenig trug zu solcher Freudigkeit die beifällige und verstehende Theilnahme der beiden Männer bei, die ihm Schiller's Freundschaft mitbescheert hatte. Von Körner's zustimmenden Urtheilen wurde er beständig durch diesen unterrichtet. Humboldt sprach seinen Beifall unmittelbarer gegen ihn selbst aus. Er hatte seinem Entzücken über die liebliche Idylle Alexis und Dora, im letzten Schiller'schen Musenalmanach, in einem eigenen Briefe an Göthe Worte gegeben. Er suchte jetzt, bald nach seiner Ankunft in Jena, bei Gelegenheit einer Reise nach Erfurt, Göthe persönlich in Weimar auf. Körner's ausführliche Beurtheilung des nunmehr vollendeten Wilhelm Meister war diesem inzwischen von Schiller mitgetheilt worden. Sofort wurde sie für Humboldt zum Anlaß, auch seine, von der Körner'schen in einigen wesentlichen Stücken abweichende Auffassung des Romans dem Dichter in brieflicher Ausführung darzulegen. Göthe war ganz Freude und Dankbarkeit. Wiederholt sprach er es gegen Schiller aus, wie „tröstlich und erquicklich“ es ihm sei, solche „theilnehmende Freunde und Nachbarn“ zu haben, denen man in „Neigung und Einsicht“ so rein und nahe sich verbunden fühle. Aus dieser Stimmung nun sollte das Beste erwachsen, was wir den späteren Jahren des Dichters verdanken. Schon waren die drei ersten Gesänge jenes unvergleichlichen Gedichts niedergeschrieben, dessen Schönheit die Anmuth von Vosses Luise weit in den Schatten stellen sollte. Humboldt und Schiller waren die Ersten, deren Bemerkungen der Dichter über diesen Anfang von Hermann und Dorothea sich erbat. Und nun, gegen den Ausgang des Winters, siedelte Göthe sich förmlich nach Jena über. Es war mehr Bewegung und Leben in dem

kleinen Musenort als je. Auch Humboldt's Bruder hatte sich eingefunden und theilte, so schreibt Göthe selbst,¹⁾ wie ein reiches Cornu copiae seine Gaben mit Liberalität mit; Fichte war eifrig über einer neuen Darstellung seiner Wissenschaftslehre, Wilhelm Schlegel übersezte am Shakspeare, Humboldt am Aeschylus. In dem Gedränge dieser Bestrebungen, wozu für Schiller noch mancherlei Familienbesuche kamen, fand sich dieser in seiner weitangelegten Arbeit am Wallenstein eher gehemmt als gefördert. Nur in den theoretischen Gesprächen, die sich über seinem werdenden Trauerspiel und dem Göthe'schen Epos über die Natur beider Dichtungsarten ergaben, vermochte er lebhaft einzugreifen. Aber Göthe, in der ganzen Mächtigkeit und Elasticität seines Geistes, gab sich allen jenen Anregungen hin und zog sich doch gleichzeitig in den Mittelpunkt seiner Kraft zurück. Von Alexander von Humboldt ließ er sich in das chemische, physicalische und physiologische Gebiet hinüberführen; an Wilhelm's Agamemnonübersezung nahm er Antheil wie nur irgend ein Zweiter an dem Werk eines Andern Antheil nehmen kann; — zwischenim vollendete er mit wunderbarer Leichtigkeit und wie im glücklichsten Wurf des Genie's sein episches Meisterwerk. Humboldt sah es unter seinen Augen entstehen, er hörte es aus dem Munde des Dichters. So rund und vollendet, wie es der Hand des Meisters entsprungen war, gab es der Kritik wenig Fläche. Hier hatte man zu lieben und zu bewundern, nicht zu tadeln oder zu bessern. Und doch war gerade Humboldt derjenige, der dem Gedichte in dem einzigen Punkte nachhelfen konnte, wo es fremde Hülfe ertrug und bedurfte. Er wurde zum metrischen Beirath für die letzte Feile, die der Dichter seinem Werke ertheilte. In Weimar, wohin Humboldt Göthe'n zurückbegleitete, ward „ein profodisches Gericht“ über die letzten Gefänge abgehalten; noch in Berlin, wohin jener Ende April 1797 abgegangen war, hatte er mit kritischem Auge den Druck des Ganzen zu überwachen; er konnte sich nicht satt daran lesen und nicht satt darüber aussprechen: noch einmal äußerte er sich umständlich von hier aus in einem Briefe an Göthe.

Viel tiefer noch und nachhaltiger indeß haften in seinem Geiste die Eindrücke, die er diesmal in Jena empfangen hatte. Als er es

1) An Knebel, Briefwechsel mit Knebel I. 143.

verließ, blickte Schiller nicht ohne Wehmuth auf das Verhältniß mit ihm als auf ein „beschlossenes“ zurück, welches „nicht mehr wiederkommen könne.“ Als ein unvergängliches faßte es Humboldt. In seinem Gemüthe bewegten sich unaufhörlich die Bilder aus dem Kreise des Jenaer Lebens. Fort und fort, und je weiter, desto vernehmlicher, klang ihm Schiller's ideenreiches Gespräch nach. Fort und fort stiegen vor ihm die Gestalten des Göthe'schen Gedichtes auf, das er durch die eingehendste Theilnahme sich zu eigen gemacht hatte. Er hatte aus Schiller's Gesprächen die reinste und höchste Ansicht der Dichtkunst: aus Göthe's Gedicht die unmittelbare Erscheinung einer echten und vollendeten poetischen Natur davongetragen. Beides fügte sich zu einem Ganzen zusammen. Endlich war der Moment gekommen, wo er über einer Ausführung die Bedenken vergessen konnte, die ihm bisher so oft alle literarischen Projecte immer wieder aus der Hand gespielt hatten. Die Macht der Einflüsse, die er noch zuletzt in Jena erfahren hatte, machte alle seine Reflexionen und alle seine Vorsätze zu Schanden. Er hatte die Idee einer Charakteristik der damaligen Zeit noch in Jena nicht aufgegeben. Er hatte daneben den Plan einer „vergleichenden Anthropologie“ gefaßt. Er hatte weiterhin mit Körner ein gemeinschaftliches Werk verabredet, welches psychologisch-kritische Zergliederungen und Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur enthalten sollte. Von alle dem steckte etwas in der Arbeit, die ihm endlich zu Stande kam: aber sie war in erster Linie eine viel natürlichere und einfachere Frucht seines Lebens in dem Denken und Dichten Schiller's und Göthe's. Ein Jahr war vergangen, seit er diesen die Hand zum Abschied gereicht hatte; von Jena war er nach Paris verschlagen: da auf einmal überraschte er die Freunde durch ein Manuscript. Es war ein Buch wie sonst seine Briefe gewesen waren, — ein umfassendes Werk „Ueber Göthe's Hermann und Dorothea.“¹⁾

Wie gesagt: von allen seinen früheren Plänen war etwas in dieses Werk eingegangen. Hermann und Dorothea war ihm an die Stelle des Reineke Fuchs, der Luise von Bof, ja an die Stelle des Pindar getreten. Hier ward wenigstens Eine solche psychologisch-

1) Das Buch erschien unter dem Titel „Aesthetische Versuche. Erster Theil.“ Braunschweig 1799. Jetzt in den G. W. IV. 1. ff.

kritische Zergliederung gegeben, wie sie Körner und Humboldt gemeint, wie Beide sie in ihren Briefen über einzelne Stücke Schiller's und Göthe's wirklich zu geben gewohnt gewesen waren. Hier wurden Züge jener Vergleichung zwischen den Alten und Modernen ausgeführt, welche in der „Charakteristik des griechischen Dichtergeistes“ zu einem Bilde hatten vollendet werden sollen. Nur ein Segment war dies Werk von der beabsichtigten Charakteristik des Jahrhunderts, und es war voll von den Ideen, die zu einer vergleichenden Anthropologie zu verarbeiten Humboldt den Einfall gehabt hatte. Alle seine literarischen Pläne hatten endlich in diesem Werke eine Form: mehr als das, es hatte alles dasjenige darin einen Ausdruck gefunden, was in letzter Instanz jenen Plänen zu Grundlage lag. In dem Brief, worin er Schiller'n die Idee und Tendenz seiner geschichtsphilosophischen Einleitungsschrift auseinandersetzte, hatte er sich weitläufig über seine dermaligen höchsten Gesichtspunkte ausgelassen: es sind dieselben Gesichtspunkte, aus denen er in der Einleitung zu der gegenwärtigen Schrift, die Haltung derselben motivirt. Der „ästhetische Versuch“ über Hermann und Dorothea giebt uns eine Anschauung Humboldt's nach seinem Hindurchgehen durch die Schule der Alten und durch die Schule des Schiller-Göthe'schen Aestheticismus, wie uns der politische Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit den Verfasser vor diesem Hindurchgehen kennen lehrte. Beide Schriften beschließen und ziehen eben damit die Summe je einer Epoche der Humboldt'schen Bildung. Die neue wie jene ältere Schrift ist interessant durch ihre wissenschaftlichen Resultate: interessanter durch den Einblick, den sie in die Individualität, in das Gedanken- und Empfindungssystem ihres Urhebers gewährt.

„Von welchem Gegenstand man immer reden mag,“ so heißt es in der Einleitung unserer Schrift, „so kann man ihn auf den Menschen, und zwar auf das Ganze seiner intellectuellen und moralischen Organisation beziehen.“ Eben darauf nun richtet sich auch die Besprechung des Göthe'schen Gedichts. Der Standpunkt derselben ist der humanistische, oder näher der anthropologisch-pädagogische und geschichtsphilosophische. Ihren Mittelpunkt bildet „die Bildung des Menschen,“ des Einzelnen, wie des Geschlechts. Das Gebäude, zu dem sie einen Stein tragen will, ist die Ergründung dessen, was in dem Brief an Schiller „das Bild der Menschheit“ hieß, ist, wie

es jetzt ausgedrückt wird, „die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt.“ Aus dem, was im Wesentlichen die Transcendentalphilosophie und aus dem, was im Wesentlichen die Geschichte leistet, fügt sich für Humboldt die Idee einer Wissenschaft der Wissenschaften zusammen: die Wissenschaft der „philosophisch-empirischen Menschenkenntniß,“ als deren praktischer Ausläufer sich sofort eine „philosophische Theorie der Menschenbildung“ darstellen würde. Dies, der vorgestellte Ausdruck von Humboldt's eigner Wesen und Streben, wäre die eigentlich Humboldt'sche Wissenschaft gewesen. Die Schwierigkeit, und wir dürfen hinzufügen die Unbestimmtheit derselben hat es ihm unmöglich gemacht, sie selbst aufzustellen. Aber im Miniaturbilde und auf bestimmt beschränktem Raume führte er sie später in seiner Sprachphilosophie aus. Auf ihr als auf einer imaginären Grundlage ruhte für jetzt dieser „ästhetische Versuch.“ In seinem eigenen Leben und in seinem Innern hatte sie gewissermaßen Existenz. Hier war das individuelle und unsichtbare Centrum, von dem aus, in Ermangelung einer solchen Wissenschaft, die Schrift über Hermann und Dorothea Licht und Einheit empfing. Es war so, wie er an Wolf schrieb, er habe die Idee dieser Schrift „an alle Theile seines Gedankensystems gehalten, und sie nirgends in Disharmonie gefunden.“

Nur ein Zweig nun aber jener Wissenschaft, jenes großen Desideratum, um mit Bacon zu reden, auf dem Globus intellectualis, ward von Humboldt jetzt vorgewiesen. Nur die zuletzt am stärksten in ihm selbst ausgebildete Seite drängte sich, zur Darstellung reif geworden, hervor. Es galt der Aesthetik. Seine nähere schriftstellerische Absicht war, „das Wesen der Kunst in ihren ersten Gründen aufzusuchen“ und „bis auf die höchsten Principien der Elementar-Aesthetik zurückzugehn.“ Er wollte „den gesammten Vorrath seiner Ideen“ über die Aesthetik „zu einem soviel möglich in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch ordnen.“ Nur daß ihm freilich auch hier ein Größeres vorschwebte, als was er selbst geleistet zu haben sich bewußt war. Ein engeres Desideratum ist ihm eine „vollständig durchgearbeitete Aesthetik, 1)“ die mit den Ansprüchen eines

1) G. W. IV. 147. 268 — 269.

echten Kunstsinns zusammenstimmt.“ Eine Aesthetik also — zu diesem Einfall wird man geneigt sein — wie wir sie seit den Hegel'schen Vorlesungen wirklich zu besitzen meinen. Aber schwerlich, daß Humboldt diese als die Realisirung seines Wunsches würde anerkannt haben. Von Neuem stoßen wir hier auf die Kluft, welche die nachkantische Philosophie von der Humboldt'schen Vorstellungsweise trennt. Die Letztere steht auf demselben Boden mit der Denkweise und der Dichtung der Schiller und Göthe: die Erstere schwebt über diesem Boden in der Luft. Auch in der gegenwärtigen Schrift wieder, wie in dem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied taucht die Idee auf, daß im Grunde der Geist der Natur und der Geist der Menschheit nur Einer und derselbe sei,¹⁾ und dem Göthe'schen Dichten ist diesmal ausgesprochenermaaßen dieses „große Ideal“ abgeschaut; denn auf die Darstellung dieses Ideals und seiner Formen sei mit aller Kraft jenes Dichten hingerichtet. Aus derselben Quelle nun floß die Vorstellung, welche die Systeme Schelling's und Hegel's beherrscht. Der Sache nach spielt Humboldt die Vermittlerrolle zwischen unseren klassischen Dichtern und unserer nachklassischen Metaphysik. Anekdoten freilich steht Schiller in dieser Rolle da, und nur Er, in der That, beeinflusste factisch die Entwicklung unserer Philosophie. Es ist eine merkwürdige Stelle in den Hegel'schen Vorlesungen über Aesthetik, worin das Geständniß dieser Abhängigkeit gemacht wird. Die Einheit des Geistigen und Natürlichen — heißt es an dieser Stelle —,²⁾ welche Schiller als Princip und Wesen der Kunst wissenschaftlich erfaßt und durch Kunst und ästhetische Bildung in's wirkliche Leben zu rufen unablässig bemüht gewesen, sei durch Schelling sodann als Idee selbst zum Princip der Erkenntniß und des Daseins gemacht worden. Das Geständniß dieser Abhängigkeit ist nicht merkwürdiger als der bestimmte Ausdruck der Differenz. Dieselbe Differenz aber scheidet Humboldt von den beiden Hälften der Speculation. Er nämlich hütete sich wohl, jenes große Ideal, dessen Formen er von den Dichtern ausprägen sah, zur „Idee“ dieses Ideals zu verflüchtigen oder zum metaphysischen Begriff des Absoluten in's Leere zu zeichnen. Es hatte Wirklichkeit für ihn in der schöpferischen Kraft

1) N. a. D. S. 140.

2) Werke, Bb. X. Abth. I. S. 80. zweiter Aufl.

und in den Schöpfungen des Dichters. Es lebte ihm als Princip der Wahrheit in dem lebendigen Menschen. Hier ebendeshalb geht auch die Hegel'sche Aesthetik andere Wege, als diejenige, deren Ausbau Humboldt desiderirte. Jene leitete nunmehr rückwärts den Begriff des Schönen aus dem zum metaphysischen Begriff sublimirten Wesen, aus der zur „Idee“ erhobenen Energie der Kunst und des künstlerischen Menschen ab. Dagegen, umgekehrt, Humboldt glaubte der Natur des Schönen nur beikommen zu können, wenn er sich fest auf den sicheren Boden des menschlichen Wesens stellte. Wenn er das, was er selbst jetzt leistete, doch nur als ein „Fragment“ einer erst zu hoffenden Aesthetik bezeichnete, so war es, weil die Aesthetik, welche er meinte, ein festgefügtes Glied jener höchsten Wissenschaft der „philosophisch-empirischen Menschenkenntniß“ sein mußte. Das Eine, was er von ihr verlangte, hat in ihrer Weise die Hegel'sche Aesthetik geleistet. Er verlangte, daß sie, was die Dichtkunst anbetrifft, „ebensowohl die verschiedenen Dichternaturen als die verschiedenen Dichtungsarten darstellen und würdigen“ solle. Aber er verlangte zweitens — und wo ist in der „absoluten“ Metaphysik, wir sagen nicht die Worte, aber der Sinn für diese Dinge? — er verlangte, daß sie die Kunst „immer auf den Menschen und sein inneres Wesen beziehen“ und sie ebendarnit „mit der moralischen Bildung in nähere Verbindung setzen“ müsse. Nur den Menschen hat, nach Humboldt, alle Philosophie zum Endzweck. Nur den Menschen auch die Aesthetik. Hier ist daher auch der Coincidenzpunkt von Aesthetik und Moral. Nur für denjenigen ist jene, „der durch die Werke der Kunst seinen Geschmack, und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht.“ Und niemals, so fügt er, umgeben von den Zuständen des revolutionirten Frankreich, und im Sinne der von Schiller geforderten „ästhetischen Erziehung“ hinzu — niemals war es nöthiger, „die inneren Formen des Charakters zu bilden und zu befestigen, als jetzt, wo die äußeren der Umstände und der Gewohnheit mit so furchtbarem Gewalt einen allgemeinen Umsturz drohen.“

Daß es demnach Kant und Schiller sind, auf denen die ästhetischen Ausführungen unserer Schrift beruhen, bedarf kaum der Bemerkung. Des Verfassers allgemeiner Standpunkt ist der transcendente. Er würde polemisirt haben gegen die metaphysische Aesthetik,

wenn eine solche schon existirt hätte. Er polemisirt um so mehr gegen den damals noch geltenden Objectivismus der Aesthetik und findet den Grundirrtum aller bisherigen falschen Raisonnements über ästhetische Dinge darin, „daß man im Object aufgesucht hat, was allein im Subject verborgen ist.“ Stimmt er aber hierin mit Kant wie mit Schiller überein, so unterscheidet ihn von Beiden die ausschließliche Aufmerksamkeit auf die Eine Gemüthskraft, welche die Quelle künstlerischer Wirkungen ist. Schiller hat es in den ästhetischen Briefen mit dem allgemeinen Wesen des Idealschönen zu thun, und seine Absicht geht dahin, dasselbe als identisch mit dem Ideal-Menschlichen darzustellen. Kant, in der Kritik der Urtheilskraft, hat es mit dem Verhältniß des Schönen und Erhabenen und des Gefühls, als des Organs für dieselben, zu den Kräften des Erkennens zu thun. Humboldt ist vor allem für die Genesis des Kunstschönen, für den im Gemüthe des Künstlers und des Poeten vorgehenden Proceß interessirt. Sein Auge, das ohnehin gern in die dunklen Tiefen der Menschennatur sich senkt, ist daher fest auf „die geheimnißvollste unter allen menschlichen Kräften“ gerichtet. Die Einbildungskraft zu studiren, ihr mit Begriffen näher zu kommen, aus ihr das Wesen aller Kunst abzuleiten, das ist sein Endzweck. Wäre Kant von demselben Interesse geleitet gewesen, so würden wir eine Kritik der Einbildungskraft statt einer Kritik der Urtheilskraft besitzen. Wäre nicht sowohl die ästhetische Erziehung als die ästhetische Production das Ziel von Schiller's philosophischer Hauptschrift gewesen, so würde sein „Spieltrieb“ sich bestimmter auf die schöpferische Kraft der Phantasie bezogen, vielleicht mit dieser Platz und Namen gewechselt haben. Weniger auf den Begriff, als auf die Entstehung des Schönen, weniger auf die Beurtheilung als auf die Erzeugung desselben aufmerksam, nimmt Humboldt eine mittlere Stelle zwischen dem ein, was Schiller und dem, was Kant entwickelt hatte. Wie aber diese Einbildungskraft bei Kant eine viel wichtigere Rolle spielt als bei Schiller, so geräth er dabei zu jenem in eine viel größere Nähe als zu diesem. Zwar er geht aus, wie immer, vom ganzen Menschen und stellt sich so zunächst in den Umkreis der Schiller'schen Anschauung. Diese, nur wenig verschoben, erkennen wir in den ersten Sätzen seiner ästhetischen Deductionen. Drei allgemeine Zustände nämlich unserer Seele gebe es, in denen allen freilich ihre sämmtlichen Kräfte gleich

thätig seien, aber doch in jedem je Einer als der herrschenden untergeordnet. „Wir sind entweder mit dem Sammeln, Ordnen und Anwenden bloßer Erfahrungskennntnisse oder mit dem Auffuchen von Begriffen, die von aller Erfahrung unabhängig sind, beschäftigt; oder wir leben mitten in der beschränkten und endlichen Wirklichkeit, aber so, als wäre sie für uns unbeschränkt und unendlich.“ Von diesen Sätzen jedoch führt nun sofort der Weg zur Einbildungskraft und damit mitten in die Paragraphen der Kritik der Urtheilskraft. Jener letzte Zustand nämlich kann nur der Einbildungskraft angehören, der einzigen unter unsern Fähigkeiten, „welche widersprechende Eigenschaften zu verbinden im Stande ist“ oder welche es vermag, wie er früher einmal in einem Briefe an Schiller es ausgedrückt hatte, „das Incompatible zugleich festzuhalten.“ Die Kunst daher ist „die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen“ oder, wie abermals eine Stelle des früheren Briefwechsels mit Schiller sagte, „das Vermögen, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen.“ Und weiter. Der Künstler, indem er dies thut, verwandelt die Wirklichkeit in ein Bild, hebt die Natur aus den Schranken der Wirklichkeit empor, idealisirt sie. Er tilgt, heißt das, alle Zufälligkeiten an ihr, macht jeden Zug an ihr von dem andern, das Ganze nur von sich selbst abhängig, stellt eine Einheit her, die nicht eine Einheit des Begriffs, sondern der Form ist. Das Idealische ist, was keine Wirklichkeit erreichen und kein Ausdruck erschöpfen kann. Zugleich mit der Idealität wird aber so auch Totalität erreicht und von Einem Punkte aus die ganze Welt aufgeschlossen. Denn es ist die Macht der Einbildungskraft, wie die Zufälligkeit der wirklichen Welt, so ihre Beschränktheit und Getrenntheit aufzuheben. Beides, Idealität und Totalität, hängt unmittelbar zusammen, ja, ist identisch.¹⁾

Ist nun dies der principielle Kern der Humboldt'schen Aesthetik, so lehrt ein flüchtiger Blick, wie Kantisch, bis auf die Worte Kantisch derselbe ist. Wir erinnern uns leicht, wie Kant das Kunstschöne als die „Darstellung einer ästhetischen Idee“ definiert und wie eine solche Idee ihm „eine Vorstellung der Einbildungskraft ist, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgend ein Begriff adäquat sein kann.“

1) §. III.—XI., a. a. O. S. 17 ff.

„Die Einbildungskraft nämlich“ — so heißt es in der Kritik der Urtheilskraft, noch übereinstimmender mit den Humboldt'schen Sätzen, — „ist sehr mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoffe, den ihr die wirkliche giebt,“ welcher Stoff von uns „zu etwas Anderem, nämlich dem, was die Natur übertrifft, verarbeitet werden kann.“ Die Dichtung, heißt es bei Humboldt, „schafft Individuen in Ideale um“ und führt die Natur, „in das Land der Ideen“ hinüber, sie schlägt eben dadurch die Saite im Menschen an, die nicht aus dieser sinnlichen Welt stammt, sie „flößt die höchste und schönste Begeisterung zu großen Thaten ein,“ aber nur „indem sie den Menschen sich selbst giebt, schenkt sie ihn der Welt.“ Der Alte vom Königsberge sagt dasselbe in seiner Weise. „Die Dichtkunst,“ heißt es in der Kritik, „stärkt das Gemüth, die Natur, als Erscheinung, nach Ansichten zu betrachten und zu beurtheilen, die sie nicht von sich selbst weder für den Sinn noch den Verstand in der Erfahrung darbietet, um sie also zum Behuf und gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen.“

Aber verlassen von Kant sah sich nun Humboldt sofort in denjenigen Partien der Aesthetik, in denen allein später Herder in seinem prätentiosen Ausfall gegen den Kriticismus ein scheinbares Uebergewicht über den großen Denker behauptete. Ein weites Feld stand demjenigen offen, welcher die Kant'schen Elementarsätze zu concreter Kunstbetrachtung hinüber führen wollte. Es handelte sich um die Ableitung der verschiedenen Künste, um die Motivirung der verschiedenen Dichtungsgattungen, um die Charakteristik der mannigfachen ästhetischen Stimmungen und Naturen. Ein Theil dieser Aufgabe lag geradezu und unabweislich auf Humboldt's Wege, einen anderen zog er absichtlich herbei. Er mußte sich über das Wesen des Epos und der Idylle erklären, und er wollte sich über den Unterschied dieser von den übrigen Dichtungsarten, über den Gegensatz der alten und der modernen Dichtung, über die verschiedenen Richtungen innerhalb der letzteren erklären. Bei einigen dieser Punkte nun war er ganz auf sich selbst angewiesen. Er war es namentlich bei der Ableitung der verschiedenen Dichtungsgattungen; denn Schiller, in seinem letzten großen Aufsatz, hatte nur gelegentlich und nur zum Behufe der Charakteristik der sentimentalischen Dichter von der Eigenthümlichkeit mehr noch des idyllischen, satirischen und elegischen

Stils als der verschiedenen Gattungen dieses Namens gesprochen; er war überhaupt dem Wunsche Humboldt's nicht nachgekommen, „die naive und die sentimentalische Poesie aus ihrem höheren Begriffe abzuleiten.“¹⁾ Zu dem Letzteren nun, zu der Aufstellung wenigstens des allgemeinen Begriffs der Poesie, war Humboldt an der Hand Kant's fortgeschritten. Die Eintheilung in die verschiedenen Gattungen blieb noch übrig. Kantisch wiederum mußte der Grund dieser Eintheilung in der Natur der dichterischen Einbildungskraft, nicht etwa in dem Objecte, gesucht werden. Analog dem bisherigen und analog dem Schiller'schen Verfahren, stets den ganzen Menschen vor Augen zu haben, mußte diese transcendente Deduction eine breitere anthropologische Basis bekommen: es mußte gleichzeitig auf die verschiedenen Zustände der Seele reflectirt werden. Aus der Annahme solcher „Seelenzustände“ hatte Humboldt sich zu dem Begriff der Kunst und Poesie überhaupt den Weg gebahnt. Er geht jetzt denselben Weg, um für den Unterschied des Epos von den übrigen Dichtungsgattungen eine Unterlage zu gewinnen. Es giebt, so behauptet er, zwei specifisch verschiedene Zustände im menschlichen Gemüth, den Zustand „allgemeiner Beschauung“ und den „einer bestimmten Empfindung.“ Aus der Wechselwirkung der dichterischen Einbildungskraft mit dem einen oder dem andern dieser Gemüthszustände entspringt auf der einen Seite die epische, auf der andern die im weitesten Sinne lyrische Dichtung, der auch die Tragödie zugehört. Aus der sorgfältigsten Analyse der beiden zusammenwirkenden Factoren, der beschauenden Gemüthsstimmung und der auf sie bezogenen Einbildungskraft, gewinnt er endlich die Definition des epischen Gedichts. Es ergiebt sich, daß dasselbe „eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung ist, welche unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt.“

Durch dieses Verfahren nun, es ist wahr, gelingt es unserem Verfasser in hohem Grade, das epische Gedicht nach allen Richtungen hin in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. Es gelingt ihm schon weniger mit der Tragödie. Kaum bedürfte es indeß dieser letzteren Erfahrung, um uns gegen die Stichhaltigkeit dieser ganzen

1) Briefw. S. 266.

Deductionsweise mißtrauisch zu machen. Wem gelingt es nicht am Ende, sich einen solchen Zustand gleichmüthiger Seelenstimmung vorzustellen, mit welcher die Seele, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit auf alle Punkte gleichmäßig vertheilt? — einen Zustand, dessen Merkmale also Parteilosigkeit und Allgemeinheit, Objectivität und Umfang der Ansicht wären? Wer jedoch wäre überzeugt, daß dieser Zustand ein in der Natur des Menschen nothwendig sich abscheidender, durch seinen eignen Begriff sich begrenzender, unwidersprechlich sich ankündigender wäre? Das Humboldt'sche Bestreben, die Dichtung und ihre nothwendigen Arten aus dem vollen und lebendigen Menschen zu deduciren, ist das lobenswertheste. Aber es mißlingt. Die harten Scheidungen, denen wir bei Kant überall begegnen, die Trennung des Menschen in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft ist ohne Zweifel abstract, aber sie legitimirt sich in all' ihrer Schärfe durch die innere Nothwendigkeit des Begriffs. Die Humboldt'schen Scheidungen sind ohne Zweifel concret, aber bei der sorgfältigsten Umständlichkeit, womit sie vorgenommen werden, bleiben sie unrein und stumpf, sie treffen und schneiden nicht — um mit Platon zu reden, — κατ' ἀρδρα ἢ πέφυκεν. Die Wahrheit ist: seine Untersuchungen sind fein und gehaltreich, aber sie leiden an einer gewissen Unbeholfenheit. Wo Kant ihn im Stich läßt und wo Schiller ihm nicht vorgearbeitet hat, gelangt er selten zu reinen und leicht faßlichen Ergebnissen.

Schiller aber hatte ihm vorgearbeitet in einer Reihe einzelner Bestimmungen und vor Allem durch den glücklichen Griff der Gegenüberstellung des naiven und des sentimentalen Dichtercharakters. In die Bahn der Schiller'schen Ideen daher lenkt Humboldt mit seinen ästhetischen Sätzen, so oft er irgend in ihre Nähe geräth. Er modificirt wohl gelegentlich die Bestimmungen Schiller's, er bereichert sie durch concrete Ausführungen, er giebt ihnen erweiterte Anwendungen, er rangirt sie endlich unter andere Gesichtspunkte und kreuzt sie durch seine eigenen Bestimmungen: im Ganzen jedoch haben sie völlig von seiner Anschauung Besitz genommen. Es ist eine Schiller'sche Andeutung, die er verfolgt, wenn er musikalische und plastische Poesie einander gegenüberstellt. Von Schiller adoptirt er die Charakterbezeichnung der alten als naiver, der modernen als sentimentalischer Dichter. Wie Schiller erläutert er diese Differenz an Homer

und Ariost. Wie Schiller hebt er die Verwandtschaft Göthischer Dichtung mit dem naiven Genus hervor, erkennt er die Verbindung an, in welcher das Naive bei Göthe neben dem Modernen und Sentimentalen auftritt. In sichtbarer Anlehnung an den Schiller'schen Satz, daß die Poesie bestimmt sei, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, sagt er von dem Dichter von Hermann und Dorothea: was derselbe erstrebt und erreicht habe, sei „Darstellung des ganzen Menschen in seiner äußeren Gestalt und seinem inneren Wesen“ und zwar „Darstellung durch die Einbildungskraft.“ Mit Schiller coordinirt er die Satire und die Idylle, und in alter Uebereinstimmung mit ihm skizzirt er bei Gelegenheit der Idylle den Entwicklungsgang der Bildung des Menschengeschlechts als ein Ausgehen von der Uebereinstimmung mit der Natur, dessen endlicher Zweck es sei, reicher und gebildeter zu ihr zurückzukehren.

Mit voller Wahrheit und im Bewußtsein dessen, was er selbst Schiller verdankte, sagt Humboldt in seiner Vorerinnerung zu dem Schiller'schen Briefwechsel, daß die beiden großen ästhetischen Abhandlungen jenes alles Wesentliche auf eine Weise enthielten, über die es niemals möglich sein werde hinauszugehn. Schiller machte in dem Briefe, den er in seinem und Göthe's Namen nach dem Empfange des Manuscripts über Hermann und Dorothea an den Freund abgehen ließ, diesem dasselbe Compliment. Er verhehlte ihm nicht, daß das Werk wegen seiner philosophischen Höhe für die poetische Praxis wenig Ausbeute gewähre. Die Erinnerung kam von dem Dichter, der der Speculation mehr und mehr den Rücken wandte, der auch in seinen theoretischen Reflexionen, wie er sie noch in dem letzten Winter gemeinschaftlich mit Göthe über das Charakteristische des Epos und der Tragödie angestellt hatte, mehr realistische Gesichtspunkte anfing in's Auge zu fassen. Sie bewog Humboldt dazu, in der Vorerinnerung vor seinem Werke zu erklären, daß er in der That mit seinem Philosophiren über die Kunst nicht dem Künstler, sondern dem Menschen und dem Philosophen in die Hand habe arbeiten wollen. Eben von diesem Gesichtspunkt aus hatte Schiller dem Manuscript jedes höchste Lob gespendet. Was immer künftig für die philosophische Theorie der Aesthetik werde geleistet werden: es werde den Humboldt'schen Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, es werde sich in jenem Werke gewiß

der Ort nachweisen lassen, in den es gehöre, und der es implicite schon enthalte. Das war viel, — es war, wie wir glauben, zu viel gesagt. Allein es war andrerseits zu wenig, es war lange nicht Alles gesagt. Das Beste an der Humboldt'schen Schrift war offenbar nicht der allgemeine, kunstphilosophische, sondern der specielle, auf Göthe und das Göthische Gedicht bezügliche Theil. Den Muth, seine ästhetischen Ueberzeugungen auszusprechen, den Muth zu schriftstellerischem Auftreten überhaupt hatte Humboldt nur dadurch bekommen, daß er hier durch etwas ganz Individuelles sich den Zugang zum Allgemeinen eröffnen, daß er von dem Allgemeinen immer wieder zum Individuellen zurückkehren konnte. Die Darstellung der ästhetischen Theorie legte sich herum um die Charakteristik eines einzelnen Werkes und eines einzelnen Dichters. Beides fiel zusammen, und nur hin und wieder sollten die allgemeinen theoretischen Sätze auf ein weiteres Feld hinübergreifen. Wie er ehemals die vollendete weibliche Form an dem Bilde der Here und Aphrodite charakterisirt hatte, so wurde ihm jetzt der Göthe'sche Dichtercharakter zum Träger der Kunstphilosophie. Bedingt freilich war dieses Verfahren durch eine Uebersteigerung des Werthes der Göthe'schen Dichtung. Durch eine optische Täuschung, die in der Beschaffenheit seines Auges lag, identificirte er das Ideal mit dem Individuum. Er verfuhr mit Göthe wie früher mit Schiller. Er erhob seinen Gegenstand in die Potenz des Absoluten, und maas ihn alsdann an dem idealen Maasstab, den er ihm selbst zum Theil erst entnommen hatte. Er ging davon aus, „daß dies Gedicht die allgemeine Natur der Poesie und der Kunst reiner als nicht leicht ein andres sich zum besondern Charakter aneignet,“ und er gelangte so zu einer Kritik, „die in dem einzelnen Beispiele zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Künstler schildert.“ Groß, in der That, war der Fehler in diesem Falle nicht. Am merklichsten mußte er sich in den eigentlich kritischen Partien fühlbar machen, und hier wiederholte sich daher dieselbe Erscheinung wie bei der Beurtheilung Schiller's: wenn das Ganze von vorn herein ein Ideal repräsentirte, so konnten die Ausstellungen nur entweder das Feinste und Einzelste, oder das Außerlichste und Nebenächlichste betreffen. Nicht ganz ohne Einfluß konnte jener Fehler auf die ästhetische Doctrin sein: er mußte in etwas die begriffliche Schärfe und Klarheit derselben abstumpfen. Aber er hörte beinahe

auf, ein Fehler zu sein in Betreff der Darstellung und Charakteristik Göthe's und seines Werkes, welche durch Liebe und Begeisterung mehr gewinnen mußten, als sie durch den Mangel nüchternen Strenge verlieren konnten. Nie vielleicht ist ein Dichter und eine Dichtung so innig und zugleich so klar empfunden worden. Es verhält sich doch, wie Humboldt ausführt, daß dieses Epos „mehr an die Forderungen und das Wesen der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondere, als einseitig an die eigenthümliche Natur der Dichtkunst erinnert.“ Es ist so, wie er mit sichtlichem Anschluß an Lessing's Bestimmung des Unterschiedes von Dichtkunst und Malerei ausführt: innerhalb jener Verwandtschaft mit der bildenden Kunst macht Göthe zugleich die eigenthümlichen Vorzüge der Poesie geltend, sein Schildern der Gestalt nämlich „ist selbst eine Handlung und seine Handlung wird zur Gestalt.“ Mit Recht wird die hohe Objectivität des Gedichts hervorgehoben, und in der Verbindung dieser Eigenschaft mit schlichter Einfalt und natürlicher Wahrheit die Verwandtschaft desselben mit den Werken der Alten erblickt. Vortrefflich wird sofort entwickelt, was den Dichter dennoch von den Alten unterscheidet und ihn wieder ganz auf die Seite der Modernen stellt, wie er für einen geringeren Gehalt an sinnlichem Reichthum durch einen desto reicheren und tieferen Empfindungsgehalt entschädigt, und wie Beides in ihm harmonisch ausgeglichen erscheint. Denn, wie mit glücklichem Ausdruck gesagt wird: „von dem Menschen und der Natur malt er die Seele, aber sie immer gestaltet und lebendig.“ Vortrefflich wird ausgeführt, wie sich eben hierin endlich der eigenthümlich deutsche Charakter des Dichters offenbare, und es ist eine Stelle, an der wir uns nicht leicht satt lesen, die Stelle, in welcher zuletzt Gedicht und Dichter in Eine Charakteristik zusammengefaßt wird. „Denn“ — so heißt es nun — „wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offenes Auge verliehen hatte, Alles was ihn umgiebt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gebiegenen Gehalt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäßige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht consequente Maximen zum Grunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt, und sein ganzer Charakter so

durchaus mit dieser Bestimmung Eins geworden ist, daß seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt, wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem klassischen Geiste der Alten vertraut und von dem besten der Neuern durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigenthümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte, und nur so konnte ein Gedicht, wie das gegenwärtige entstehen.“¹⁾

Es ist klar genug aus dieser Stelle, daß von der einnehmenden Wirkung, welche Hermann und Dorothea auf Humboldt ausübte, nicht wenig auf Rechnung des Inhalts kam. Bei der Beurtheilung des Gedichts kam offenbar dasjenige mit in's Spiel, was Schiller die Idiosynkrasie seines Empfindens nannte. Es ging ihm mit Hermann und Dorothea wie es ihm mit der Macht des Gesanges, mit der Würde der Frauen und mit dem Spaziergang gegangen war. In noch umfassenderer Weise rührte das Göthe'sche Gedicht an alles Beste und Tiefste seiner eignen Gedanken- und Gefühlswelt. Er ward zum Commentator jenes Gedichts, weil er die Quintessenz seines eignen Wesens darin in Poesie übersetzt fand. Unübertrefflich ist daher der Theil der Schrift, in welchem er, sinnig vertieft in die Gestalten des Dichters, dieselben mit sicherer Hand nachzeichnet. Unübertrefflich insbesondere die Exposition, die er von dem Thema des Gedichtes giebt. Er scheint nur seine eignen Gedanken, die uns bekannnten immer wiederkehrenden loci seines individuellen Denksystems, auszusprechen, — er weicht dennoch kein Haar breit von dem Texte ab, den er commentirt. Es ist, nach Humboldt, die Menschheit und das Schicksal, was uns in dem Gedicht entgegentritt. Dasselbe behandelt die Frage, wie das allgemeine Ziel der Menschheit mit der natürlichen Individualität eines Jeden vereinbar ist? Und

1) A. a. O. S. 143. 144.

die Antwort, die Humboldt-Göthe'sche Antwort ist diese. Vereinbar ist Beides durch die Beibehaltung und Ausbildung unsers natürlichen und individuellen Charakters, dadurch, daß man seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme behauptet, ihn jedem höheren und besseren Eindruck offen erhält, aber jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht widersteht. Die moralische Charakterbildung als die unerläßliche Grundlage politischer Cultur, die bildende Kraft des weiblichen Geschlechts, die fortschreitende Vereblung des menschlichen Geschlechts, geleitet durch die Fügung des Schicksals, — das sind die Themata, welche Humboldt mit Recht aus dem Göthe'schen Gedichte herausliest. Er ist gleich sehr von dem ästhetischen Werth wie von dem menschlichen Gehalt desselben ergriffen. Es erscheint ihm ebendeshalb als ein Absolutes, als ein Kanon und Organon zum Verständniß der Kunst und der Menschheit überhaupt. Der Urheber solch' eines Gedichts „ist in einem höheren Grade als irgend ein anderer wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unserem Herzen sprach.“ Er ist ebenso ein Maximum dichterischer Vortrefflichkeit: „in keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.“

Mit so unbedingter und so uneingeschränkter Bewunderung sprach Humboldt von Göthe. Das ganze Buch war nur eine Ausführung dieses Einen Textes. Der Name Schiller's war darin nicht zu finden. An Schiller nichtsdestoweniger fandte er das Manuscript und beauftragte ihn mit der Veröffentlichung desselben. Immer ist es uns als eins der unwidersprechlichsten Zeugnisse für die Reinheit und Liebenswürdigkeit von Schiller's Charakter erschienen, daß dieser die Schrift des Freundes mit vollkommen unparteiischer Billigung empfing. Er hatte allerdings auch Tadel darüber auszusprechen. Aber dieser Tadel bezog sich theils auf die Form, theils auf dasjenige gerade, worin er seinen Einfluß auf den Freund zu erkennen glaubte. Keine Spur von Empfindlichkeit war diesem Tadel beigemischt. Das, ohne Zweifel, war eine in der Literatur seltene Erscheinung. Aber seltsamer war es, daß Humboldt diese Gesinnung bei Schiller voraussetzte, nicht minder seltsam, daß er jetzt fast

mit denselben Worten den Dichtergenius Göthe's charakterisirte, mit denen er früher von dem Genius Schiller's gesprochen hatte. Zwei solche Ideale jedoch schienen nebeneinander nicht Platz zu haben. Die Art, wie jetzt Göthe als ein Non plus ultra poetischer Größe dargestellt wurde, war entweder eine Degradation Schiller's, oder es mußte ein Mittel ausfindig gemacht werden, den Zurückgestellten doch wieder so auszuzeichnen, daß die Priorität des Ranges zwischen Beiden unentschieden blieb. Am sichersten wäre dies erreicht worden, wenn Humboldt ein Schiller'sches Werk in derselben Weise analysirt hätte, wie jetzt das Göthe'sche. Allein der Wallenstein war noch im Entstehen begriffen, und als er vollendet war, hatte Humboldt seine ästhetisch-philosophische Epoche bereits hinter sich. Das Mittel, wodurch er den Cultus Göthe's mit seinem Schillercultus zu verbinden suchte, wodurch er seine alte Ueberzeugung rettete, daß „beide Dichter das Höchste erreichen können, ohne einander zu schaden,“ — dieses Mittel war künstlich und sah aus wie ein Verlegenheitsmittel. Die Kategorien des Naiven und Sentimentalen, des Antiken und Modernen reichten nicht mehr aus, nachdem Göthe als erhaben über diese Gegensätze war dargestellt worden. Es wurden Kategorien herbeigeholt von so apartem Aussehn, daß Schiller bekannte, er habe sie nicht deutlich eingesehn. Um die Schiller'sche Poesie unterzubringen und ihr eine höchste Stelle neben der höchsten zu vindiciren, handelt Humboldt — in einem Winkel freilich seines Werkes und ohne den Dichter namentlich zu bezeichnen — von der „Dichtkunst als einer redenden Kunst.“¹⁾ Er geht davon aus, daß die Poesie die Kunst durch Sprache sei. Die Sprache nun ist ihm, im weiten Abstände von seinen späteren Einsichten über das Wesen derselben, lediglich „für den Verstand da;“ sie „verwandelt Alles in allgemeine Begriffe.“ Eine Antinomie ergiebt sich auf diese Weise. Denn die Kunst „lebt nur in der Einbildungskraft“ und „will nichts als Individuen.“ Die Sprache — so wird dieselbe Antinomie formulirt — „ist das Organ des Menschen,“ die Kunst ist „ein Spiegel der Welt.“ Diesen Gegensatz nun vereinigt die Dichtkunst. Und zwar auf eine zwiefache Weise. Der Dichter kann entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst geltend machen, oder er

1) §. XIX. a. a. O. S. 59 ff.

kann die individuelle Natur der Kunst durch das Medium der Sprache geltend machen. Das Erstere ist der Fall, wenn er die inneren menschlichen Formen zu seinem Objecte wählt; dann nämlich findet er in der Sprache einen ganz eigenen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel, indem die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, sich an die Vernunft anzuschließen gezwungen ist. Und diese Gattung des Dichtens „ist der eigentliche Gipfel der neueren Poesie.“ Der Dichter, welcher so verfährt, ist in einem noch engeren Sinne des Wortes Dichter, als derjenige, welcher darauf ausgeht, die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. Er kann ein gleich großer Dichter sein, aber er „leistet mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag,“ er „wandelt mehr einen einsamen, von keinem anderen betretenen Weg.“ Nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter vermag dies. Es ist diese Dichtweise — dürfen wir hinzufügen — die Schiller'sche Dichtweise. Sie ist der Goethe'schen und ist insbesondere „der Gattung, zu welcher Hermann und Dorothea gehört, geradezu entgegengesetzt.“

Diese etwas künstliche Construction des Verhältnisses von Goethe's zu Schiller's Dichterwerth beruht, man sieht es, auf der gleichen Neigung für Beide. Mit seinem ganzen Wesen stand Humboldt gleichgetheilt zwischen beiden Dichtern: er war innerlich gezwungen, den Einen zu schätzen wie den Andern. Und diese Gleichschätzung ist ebendeshalb das Bleibende an jenem Constructionsvoruche. Sie hat bei Humboldt das ganze Leben hindurch vorgehalten. Sie sprach sich lange Jahre nachher in zwei Aufsätzen aus, welche er unmittelbar nach einander, den einen über Schiller, den andern über Goethe schrieb. Sie sprach sich aus in der Vor Erinnerung zu dem Schiller'schen Briefwechsel und in der Recension des zweiten Bandes von Goethe's italienischer Reise, und mit Recht schrieb Humboldt an Caroline von Wolzogen,¹⁾ wie beide Aufsätze ein Ganzes ausmachten und in seinem eigenen Geiste zusammengehörten. Die Künstlichkeit dagegen, mit welcher er in der gegenwärtigen Schrift jene Gleichschätzung motivirte, war bedingt durch den die Schrift beherrschenden Plan, an einem individuellen Stoffe eine allgemeine Doctrin zu entwickeln. Diese Anlage brachte noch andere Inconvenienzen mit sich. — Sie

1) Literarischer Nachlaß von Caroline von Wolzogen II. 58.

gab der Form des Werkes abermals jene zwischen der künstlerischen und der prosaischen Darstellung, zwischen dem ästhetischen und didaktischen Vortrag unbestimmt schillernde Farbe. Von dieser Seite ist der ästhetische Versuch über Hermann und Dorothea das Misslingenste von Allem, was Humboldt geschrieben hat. Durch ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Logischen und dem Aesthetischen hielt sich seine erste Schrift in einem sehr wohl lesbaren Tone. Das Uebergewicht des Aesthetischen machte die Horenaufsätze dunkel und schwer. Diesen Fehler zu vermeiden, verfiel er in der Schrift über Hermann und Dorothea in einen schlimmeren Fehler. Er wollte durchaus deutlich sein, und er wurde unerträglich breit; er wollte streng logisch und methodisch schreiben, und er schrieb pedantisch und scholastisch. Der beste Gehalt der Schrift bestand in dem reinen Nachempfinden dessen, was die Kunst überhaupt und was Göthe insbesondere darbietet. Durch die Bemühung, diesen Gehalt mit logischer Subtilität darzulegen, das Empfundene in analytischer Weise, erschöpfend, und so, daß nichts zurückbleibe, wiederzugeben, durch die beständig contrastirende Mischung von individueller Schilderung und genereller Reflexion, von Gefühlsausdruck und Schulmetaphysik wurde der Vortrag an vielen Stellen matt und an mehreren Stellen steif. Keine von allen Humboldt'schen Schriften ist so schematisch gearbeitet und so streng disponirt. Auf Uebersichtlichkeit ist die Eintheilung des Ganzen in Paragraphen berechnet. Der Gang ist vielleicht nicht der zweckmäßigste, aber er ist vollkommen symmetrisch und von logischer Kunstmäßigkeit. Ausgegangen wird von dem echt dichterischen Eindruck des Göthe'schen Gedichts. Durch diesen Eindruck motivirt sich der Plan, die Erörterung des Wesens der Dichtkunst mit der Schilderung des Charakters eben dieses Gedichts zu verbinden. In zwei Theile sofort gliedert sich diese Doppelaufgabe. Es gilt eine allgemeine, ästhetische, und es gilt zweitens eine specielle, technische Prüfung. Hermann und Dorothea, führt der erste Theil aus, ist ein echtes Kunstwerk und ein echtes Gedicht. Aus dem Begriff der Kunst wird der wahre dichterische Stil abgeleitet und von diesem der „Asterstil“ der Dichtkunst abgesondert. Die stufenweise fortschreitende Entwicklung des für die echte Kunst charakteristischen Begriffs der „Objectivität“ giebt sofort Gelegenheit, die Göthe'sche von der Schiller'schen Dichtweise, weiterhin den mehr

plastischen von dem mehr musikalischen, endlich den naiven von dem sentimentalischen Stil zu unterscheiden und so zuletzt das Feld genau zu begrenzen, in welchem der Dichter von Hermann und Dorothea mit Meisterschaft sich bewegt hat. Und es folgt der zweite Theil der Abhandlung: Hermann und Dorothea ist ein echtes Epos. Die subjectiv-genetische Definition des Wesens der Epopoe eröffnet die Untersuchung. Wieder werden darauf engere und engere Kreise gezogen. Es wird die epische von der lyrischen und tragischen Dichtung abgeschieden, es wird weiter die Grenze zwischen Epos und Idylle abgesteckt, von dem Epos das erzählende Gedicht getrennt, endlich das bürgerliche Epos im Unterschied von dem heroischen als der wahre Ort des Göthe'schen Werkes ermittelt. Aus dem festgestellten Begriff der Epopoe werden hierauf die einzelnen Gesetze dieser Gattung abgeleitet, an diesen Gesetzen der Reihe nach der Plan, die Charaktere, der Vortrag des Gedichts geprüft und aus der Uebereinstimmung mit ihnen die rein dichterische Totalwirkung desselben hergeleitet. Von dieser Wirkung war die ganze Schrift ausgegangen. Streng methodisch, mit einem „quod erat demonstrandum“ kehrt sie am Schluß zu diesem ihrem Anfang wieder zurück. Dieser enge Zusammenhalt aller Theile der Schrift brachte die Freunde in Jena von dem Versuche ab, dem Ganzen durch eine Uebersetzung aufzuhelfen; sie fürchteten, daß, wenn man erst anfinge, an dem Gebäude zu rücken, dasselbe „mehr geregt werden müßte, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte.“ Gerade jener streng methodische Gang aber, indem er ebenso allen didaktischen wie ästhetischen Forderungen entsprechen sollte, verfehlte Zweck und Wirkung. Nur die zu große Weitläufigkeit erkannte der Verfasser selbst als Fehler seiner Schrift. Vollständiger kamen die schriftstellerischen Mängel derselben in den Briefen der Freunde zur Sprache. Man kann sie nicht vollständiger einsehen und nicht treffender charakterisiren, als es von Schiller geschah. „Sie haben,“ schrieb er an Humboldt, „eine gewisse Schulsprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können.“ Das Werk erhält dadurch einen etwas unbestimmten Charakter, indem es für den gewöhnlichen Leser zu technisch und auch zu streng, für den Kunstgenossen aber oft unnöthigerweise ausführlich und popularisirt ist. „Es fehlt Humboldt,“ schrieb er noch eingehender an Körner, „an einer

gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen, und, in Rücksicht auf die ganze Tractation, an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so nothwendig sind, als in irgend einer Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so faßt der Verstand seine Resultate nicht leicht, und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein; man muß sie zerstreut zusammensuchen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheset, und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen.“

Ein so beschaffenes Werk konnte im Publicum keinen Effect machen: es ist bis auf den heutigen Tag eine Studie für den Litterarhistoriker geblieben. Schon die Freunde waren nur halb befriedigt und stellten dem Buche kein günstiges Prognostikon. Die Helden des Athenäums aber machten es zur Zielscheibe ihres Witzes: sie fertigten die langweilige Metaphysik und die pedantische Kunstkritik des Werkes mit einem spöttischen Xenion in Prosa ab. Sie, in der That, hatten begonnen, die Aesthetik und die ästhetische Kritik als ihr Monopol zu behandeln. Der jüngere Schlegel war mit einer Recension des Jacobi'schen Woldemar, einem Gegenstück der Humboldt'schen, als Humboldt's Rival aufgetreten. August Wilhelm war diesem mit einer ausführlichen Recension von Hermann und Dorothea zuvorgekommen. An Gründlichkeit und philosophischem Gehalt stand die Letztere der Humboldt'schen Arbeit nach; es war eben eine Recension und kein Buch. Die Wahrheit ist, daß sie gerade dadurch dem mühsamen und schwerfälligen Werke den Rang ablaufen mußte. Sie war in Grundsätzen und in der ganzen Auffassung des Göthe'schen Gedichts durchaus in Uebereinstimmung mit der Arbeit von Humboldt. Auch Schlegel wollte die Theorie der Dichtkunst und die Grenzbestimmungen der einzelnen Gattungen „aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths“ hergeleitet wissen. Aber er hatte die praktische und schriftstellerische Weisheit, die schwere Last dieser theoretischen Deductionen nicht an den dünnen Faden eines schönen Werkes der Phantasie anzuhängen. Er lud nicht das Publicum zum Genuß eines duftenden Straußes, um ihm einen systematischen Vortrag über Pflanzenkunde zu halten. Er bediente sich des unschätzbaren Vortheils, den der Historiker vor dem Philosophen voraus hat. Er interessirte den Leser für die Theorie des Epos, indem er sie an dem alten Homer sogleich anschaulich machte, und aus der

Geschichte der Dichtkunst die Sätze ableitete, die ein Blick in die Tiefen des menschlichen Geistes bestätigt. Auch er erklärte, wie Humboldt, daß die Kunst nicht sowohl eine Nachahmung, als eine „nach Gesetzen des menschlichen Gemüths erfolgende Umgestaltung der Natur“ sei, auch er erklärte, daß Gleichgewicht und Maaß, Ruhe und Stätigkeit, Parteilosigkeit und Objectivität die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der epischen Dichtung seien; auch er stellte den Dichter von Hermann und Dorothea in Parallele mit den Sängern der Ilias und Odyssee; auch er zeigte auf die Kunst hin, mit welcher in dem Gedicht das Individuellste mit dem Allgemeinen, das Alltägliche mit dem menschlich Höchsten und Wichtigsten verknüpft sei, wie der Standpunkt des Dichters der humanste, wie endlich sein Werk zugleich ein „vollendetes Kunstwerk im großen Stile“ und zugleich „faßlich, herzlich, vaterländisch, volkmäßig — ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend“ sei. Um es kurz zu sagen: er hatte — abgesehen von einzelnen feinen Bemerkungen Humboldt's — alles dasjenige bereits vorgebracht, was der gewöhnliche Leser aus dem Humboldt'schen Buche herauslesen konnte. Was in diesem mehr stand, war für den Künstler von geringem, für den Philosophen von mäßigem, für das Publicum von gar keinem Werthe, und es verlor für Alle durch die breite, steife, pointenkarge Form, in welcher es vorgetragen war. Wer freilich begreifen will, wie es möglich war, daß eine Recension wie die Schlegel'sche einer Dichtung wie die Göthe'sche auf dem Fuße folgen konnte, daß so richtige ästhetische Anschauungen in so zweckmäßiger Fassung das Erscheinen des edelsten Dichterwerkes unmittelbar begleiten konnten, den mag man zurückführen zu den Abhandlungen Schiller's und zu dem Buche Humboldt's. Denn wir sind hier an der Quelle der Einsichten und in der Werkstätte des Geistes, der in den kritischen Arbeiten der romantischen Schule sich nur faßlicher aussprach und weiter ausbreitete. Wie der Geist der speculativen Philosophie, so hatte der Geist der ästhetischen Kritik in der Verbindung des Kantianismus mit der klassischen Schiller-Göthe'schen Dichtung seine Wurzeln. An diesen Wurzeln aber selbst liegen die philosophischen und ästhetischen Bestrebungen Humboldt's. Sie sind für denjenigen, der der inneren Geschichte des deutschen Geisteslebens nachforscht, weitaus das Instructivste. Sie zeigen das Zusammen-

treffen jener beiden Factoren in seiner primitivsten, in noch unbeholfener und für eine öffentliche Wirkung noch nicht reifen Form. Eine neue Schicht aber der Literatur mußte sich über der klassischen erheben, um so tiefe Bestrebungen allererst für das Gemeinbewußtsein fruchtbar zu machen. Hier war es, wo die Romantiker und für die Aesthetik insbesondere die Schlegel als Vermittler eintraten. Humboldt hatte auch persönlich in nahen Beziehungen zu ihnen gestanden. Er hatte ihren Arbeiten wiederholt die ernstlichste Theilnahme bewiesen; er hatte bei seinem zweiten Jenenser Aufenthalt Beide aus der nächsten Nähe beobachten können. Er hatte die philologischen wie die ästhetischen Interessen mit ihnen gemein. Er begegnete sich mit ihnen in dem für Dichtung und Philosophie empfänglichen, an fremder Production sich nährenden Sinn. An Tiefe und Ernst, an Gründlichkeit und Stätigkeit war er ihnen unendlich überlegen. Sie dagegen hatten die rasche Fassung, die leichte Beweglichkeit, das glänzende Talent der Formung und Darstellung, sie hatten den Instinct des Effects und die Kunst der Pointe, — sie hatten Alles vor ihm voraus, was den Schriftsteller macht. Einen zweiten Lessing besaß die Nation nicht. Den Geistreichen und Vielgewandten daher fiel die Aufgabe und das Verdienst der Propaganda des neuen ästhetischen Geistes zu. Nicht lange jedoch, und dieser edle Geist entartete in dem lockeren und flachen Boden. Eine Asterpoesie und eine unechte Philosophie schoß auf. Man münzte Paradoxien zu Principien und emancipirte die Phantasie von der Zucht des Verstandes und des Gewissens. In befestigtem Gemüthe während dessen trug Humboldt den unverfälschten Geist der echten, den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Forschung und Dichtung. Der Romantik gegenüber hielt er fest an dem Verstande jener Aufklärungsbildung, in die seine Jugend gefallen war. Er hielt fest an dem Moralismus, welcher den Kern der Kant'schen Philosophie bildete. Er hielt fest endlich an dem ästhetischen Ideal, das er in den Werken der Alten, und, vertieft und bereichert, in den Schöpfungen der beiden großen deutschen Dichter erblickt hatte. Es waren die besten Geister des achtzehnten Jahrhunderts, mit denen er sich erfüllt und in denen er sich befestigt hatte. Sie blieben die Leitsterne seines Lebens. Sie waren es, die ihm demnächst den Blick in die Tiefen einer Wissenschaft eröffneten, die bestimmt war, alle Strahlen seines Wesens in Einen Focus zu sammeln.